Sizilien

und die äolischen Inseln

Reisetagebuch
eines Urlaubs
auf Sizilien und den äolischen
Inseln im Herbst 1999

Text und Gestaltung: Martina Mittelberger
Fotos: Markus & Martina Mittelberger, sowie aus dem WWW

VORBEREITUNG:

Es ist Oktober 1999 und erste Kaltlufteinbrüche wecken Urlaubssehnsüchte in mir. Ich kann Markus erfolgreich damit anstecken, obwohl wir noch nicht wissen, wohin die Reise gehen soll. In die Wärme, das ist klar. Und das Essen soll auch gut sein, zumal wir als Vegetarier besondere Ansprüche haben.
Wir fassen eine Reisedauer von einer Woche bis maximal 10 Tage ins Auge, um das Urlaubsbudget entsprechend klein zu halten. Eine Fernreise rentiert sich nicht für die kurze Zeit und somit müssen wir uns nur mehr zwischen griechischen Inseln, Portugal und Italien entscheiden.

Mittwoch, 6. Okt. 1999

Ich sitze schon stundenlang vor meinem Bildschirm und suche im Internet nach günstigen Flugangeboten. Man sagt doch „wer sucht, der findet", aber im Internet gelten offensichtlich andere Spielregeln. Die einzigen Flüge, die sich mir offenbaren, sind Pauschalarrangements auf Rhodos, die sich nach detaillierter Anfrage als ausgebucht herausstellen.
Mein Chef, der mir den Urlaub für die nächsten vierzehn Tage genehmigt hat, wundert sich, dass wir noch immer unschlüssig sind. Er erzählt mir begeistert von feuerspeienden Vulkanen, die man vom Kraterrand aus beobachten kann, interessanter Kultur und tollen Badestränden. Sizilien und die nördlich davon gelegenen äolischen Inseln waren jahrelang sein beliebtes Urlaubsziel.
Vulkane übten schon immer einen besonderen Reiz auf Markus und mich aus und die Suche nach einem Flug nach Palermo beginnt. Dieser Flughafen scheint im Internet nicht zu existieren, ich gebe schließlich verzweifelt auf und mache mich hilfesuchend auf den Weg in ein Reisebüro.

Donnerstag, 7. Okt. 1999

Das Reisebüro Loacker in Bludenz kann dem Computer auch keinen Flug nach Sizilien entlocken. Meine Hoffnungen auf einen billiges Last-minute Angebot schwinden langsam. Offensichtlich bedeutet das nicht, dass man erst in der letzten Minute etwas buchen sollte! Dieses System funktioniert nur, wenn man in der Nähe eines Flughafens wohnt und direkt mit den gepackten Koffern in eine Maschine mit freien Plätzen einsteigt.
In Feldkirch wird zum Glück das „5 vor 12" Reisebüro seinem Namen gerecht und kann zwei Plätze am Samstag von München nach Catania für uns reservieren. Die Kosten belaufen sich auf je 3.700 ATS. Palermo ist restlos ausgebucht. Rückflug kann erst nach 2 Wochen erfolgen, einen Zehntagerhythmus kennen die Charterflüge nicht. Somit wird zwar alles teurer als ursprünglich geplant und München ist ein ungünstiger Abflughafen, doch was soll's. Entweder wir nehmen dieses Angebot, oder wir bleiben zuhause.

Freitag, 8. Okt. 1999

Ich will schnell noch einen Reiseführer besorgen, ein Unterfangen, das in Bludenz einen kriminalistischen Spürsinn verlangt. Schließlich habe ich ein kleines Büchlein gefunden, in dem wenigstens ein paar Angaben zum sizilianischen Preisniveau zu finden sind. Die Hotelpreise sind gesalzen: eine Nacht mit Frühstück ab 700,- ATS!
Soviel können wir uns nie und nimmer leisten. Es sollte ja ein billiger Urlaub werden. Wir trösten uns mit dem Gedanken, dass wir nicht in Hotels nächtigen werden, sondern privat, noch dazu in der absoluten Nebensaison. Sicherheitshalber frage ich noch bei meinem Chef nach, der das letzte Mal vor 10 Jahren in Sizilien war. Er meint, das Preisniveau läge etwa 10% unter dem österreichischen. Seinen Lebensstil berücksichtigend rechnen wir mit der Hälfte, packen aber ein paar Reservetausender für den Notfall mit dazu. Man weiß ja nie und ich hasse es, wenn jede Cola zur Existenzfrage wird.

Unsere Urlaubskasse beträgt vor der Abfahrt:
7.000,- ATS in Traveller Schecks
7.000,- ATS in Lira
7.000,- ATS in bar
Das wird locker für 14 Tage reichen!

DIE REISE BEGINNT

Samstag, 9. Okt. 1999:

Der Wecker reißt mich um 4:30 Uhr aus einem nervösen Schlaf. Vor jeder Abreise träume ich, dass ich das Flugzeug nicht erwische oder ähnlich nervenaufreibende Sachen. Wir räumen unsere Rucksäcke in unser „neues" Auto, das nun die erste Bewährungsprobe zu bestehen hat. Bis Dornbirn geht alles gut. Dann setzen plötzlich seltsame, klopfende Geräusche zu unseren Füßen ein. Markus und ich wechseln stumme Blicke und lauschen. Da ist es wieder! Etwas schlägt von unten gegen unsere Füße, sodass leichte Erschütterungen zu spüren sind. Wahrscheinlich der schlechte Belag - was soll man in so einer Situation auch sonst für eine Erklärung finden?

Das Klopfen lässt nach und erleichtert entspanne ich mich wieder ein wenig. War's doch der Belag, obwohl die Autobahn neu asphaltiert wurde? Nicht weit hinter der Grenze zerstört erneutes, diesmal stärkeres Klopfen meine Illusionen. Da ist eindeutig etwas kaputt. Das hämmernde Geräusch tut beinahe körperlich weh! Wir sind erst kurz vor Memmingen! Kommen wir noch bis zum Flughafen? Markus geht vom Gas weg, aber das Klopfen wird immer ärger. Es hat einfach keinen Sinn, denn wir machen wahrscheinlich alles nur noch mehr kaputt, wenn wir weiterfahren. Ich könnte losheulen! Mit verschwommenem Blick stiere ich auf die Straßenkarte und suche den nächsten größeren Bahnhof. Mindelheim liegt in der Nähe, nur ca 10km trennen uns. Markus fährt nur mehr 40 km/h, aber das Klopfen ist mittlerweile so laut, als ob Metall mit einem Vorschlaghammer bearbeitet würde.

Wir rollen zum Bahnhof Mindelheim. Es ist 7:30 Uhr und das Flugzeug geht um 11:00 Uhr. Zum Glück sind wir früh genug losgefahren. Die Zugverbindung ist nicht schlecht, mit zweimal umsteigen sind wir um 10 Uhr voraussichtlich in München.

Urlaubsstimmung will verständlicherweise nicht so recht aufkommen, denn wir denken verzweifelt über eine Möglichkeit nach, wie das Auto bis zu unserer Rückkehr repariert werden könnte. Da wir mitten in der Nacht von Samstag auf Sonntag ankommen, haben wir ein echtes Problem. Im Moment scheint keine Lösung in Sicht. Wir werden versuchen, den Rückflug zu verlegen.
Am Flughafen angekommen, scheitern unsere Versuche den Rückflug zu ändern. Die Flüge gehen ausschließlich am Samstagabend. Die Auskunft über Zugverbindungen ist ebenso deprimierend. Der früheste Zug verlässt den Flughafen München um 4:00 Uhr morgens und kommt um 10:00 Uhr vormittags in Bludenz an. Die Zeit zwischen unserer Ankunft um Mitternacht bis zur Abfahrt des Zuges müssten wir im Freien verbringen, da der Flughafen zugesperrt wird!

Jeder versucht seine Laune zu beherrschen und sich auf den bevorstehenden Urlaub zu konzentrieren. Markus hätte mich mit ein paar Sätzen überreden können, wieder nach Hause zu fahren. Ohne repariertes Auto gibt es diese Option aber nicht und wir begeben uns an Bord der Condor Air.
Kaum in der Luft, verblassen die deprimierenden Sorgen. Traumhaftes Wetter ermöglicht eine klare Sicht auf die frisch verschneiten Berggipfel der Alpen. Unser Flugkurs liegt auf einer Linie München - Innsbruck - Bozen und dann fliegen wir dem Stiefel entlang über Neapel nach Sizilien. Der Vesuv ist als kleiner schwarzer Kegel neben Neapel kaum zu erkennen. Wir überqueren die äolischen Inseln und sehen den Gipfel des Vulkans Stromboli in einer Wolkenhaube stecken.

Auch Sizilien ist komplett mit einer Daunendecke aus blendend weißen Cumuluswolken bedeckt, nur der pechschwarze Gipfel des Ätna mit seiner typischen Rauchfahne ragt hoch heraus. Das Flugzeug befindet sich während des Sinkflugs auf der gleichen Höhe wie der Vulkan und der Kontrast zwischen weiß und schwarz ist unglaublich schön. Dann tauchen wir in die Wolken ein und das Schneeweiß verwandelt sich in eintöniges Grau.

Kurz nach Mittag stehen wir mit unseren schweren Rucksäcken an der Bushaltestelle vor dem Flughafen Catania. Wir sind nicht die einzigen, die warten, obwohl die meisten Passagiere gleich von ihren Hotelchauffeuren abgeholt werden. Ein bisschen neidisch bin ich in diesem Augenblick schon. Wir sprechen einen Einheimischen an, fragen ihn, wo man denn gut und günstig in Taormina, unserem ersten Reiseziel, übernachten kann. Er empfiehlt uns eine Pension Regina in Castelmola, ein paar Kilometer oberhalb der Stadt. Dort habe er in der Hauptsaison für ein Zimmer ca 60.000 Lira bezahlt. Jetzt sei es sicherlich billiger zu haben.

Mittlerweile bestätigt sich mein Verdacht, dass der in Italienisch gehaltene Fahrplan mit großen Lettern verkündet, an allen Tagen ***außer*** *Samstags mit Taormina zu verkehren. Ein Reisewörterbüchlein hätte die sinnlose Warterei verhindern können (Notiz für den nächsten Urlaub). Aber wir haben ja genügend Zeit und fahren zuerst in das Stadtzentrum von Catania und nach einer weiteren Stunde Aufenthalt mit einem Schnellbus nach Norden.*

Beim Busplatz in Taormina angekommen, wird uns erstmals die angenehm warme Lufttemperatur bewusst. Der Bus kühlte uns nämlich mittels Aircondition auf beinahe Gefrierschrankkälte. Wir hieven die Rucksäcke auf unsere Schultern und machen uns auf den Weg nach Castelmola. Laut Reiseführer liegt das Dorf ***etwas*** *oberhalb der Stadt. Ein Taxifahrer bietet uns seine Dienste an, doch um die geforderten 140 ATS laufen wir noch lange zu Fuß. Er faselt zwar irgendwas von 10 km, wahrscheinlich übertreibt er um uns zu überreden bei ihm einzusteigen. Die Straße schraubt sich in Serpentinen höher, der Verkehr ist gefährlich, laut und stinkend. Die Rucksäcke werden immer schwerer und die angenehme Lufttemperatur ist einer schweißtreibenden Hitze gewichen. Es kann eigentlich nicht mehr weit sein!*

Wir fragen Einheimische um Rat. Die ernüchternden Antworten schwanken zwischen 5km und 20km. Wir befinden uns bereits hoch über den Dächern von Taormina als wir uns erschöpft in einer Pension um Zimmer erkundigen. Doch die horrenden Preise treiben uns wieder weiter. Endlich taucht hinter einem Bergrücken gut 200 Meter höher eine Ortschaft auf, deren Häuser wie Vogelnester auf einem Felsklotz kleben.
Ist das vielleicht Castelmola?
Bis dort hinauf soll ich den Rucksack schleppen?
Verzweifelt bleibe ich stehen. Ich kann nicht mehr.
Unter uns liegt die Stadt mit den lärmenden Straßenverkehr und den teuren Hotels.
Was nun?

Wir stehen am Straßenrand, schauen ratlos aufs Meer hinaus und warten auf ein Wunder. Plötzlich taucht ein Linienbus auf! Per Handzeichen halten wir ihn an und fahren mit nach oben. Jetzt sind wir ca 500 Meter über dem Meer und betreten im weichen Abendlicht die gepflasterte Piazza des kleinen Örtchens.

Blick auf das hochgelegene Örtchen Castelmola

In der Bar am Dorfplatz fragen wir nach der Pension Regina. Die Verständigung mittels Englisch funktioniert nicht so recht und wir versuchen es mit ein paar Brocken Italienisch. Der Besitzer ist mit seinen vorwiegend Einheimischen Gästen beschäftigt und scheint sich nicht viel aus seinen potentiellen Mietern zu machen. Endlich erbarmt er sich unser und nennt uns den Preis für eine Nacht: 85.000 Lira. (ca 600 ATS). Ohne Frühstück. Wir sind leicht geschockt und probieren es mit handeln. Da war doch was mit Nachsaison und der Italiener am Busplatz hat auch von ganz anderen Preisen gesprochen, ... doch es hilft nichts. Wir gehen die Zimmer besichtigen. Der Ausblick ist grandios. Mittlerweile ist die Sonne schon untergegangen und die Lichter von Taormina blinken unter uns. Sogar einen eigenen Balkon hätten wir.

Einziger Wermutstropfen ist der Preis, denn wir dürfen pro Tag maximal 900 ATS ausgeben, sonst reicht das Geld nicht. Wir machen uns erneut auf Zimmersuche, ein Umstand, der dem Pensionsbesitzer offensichtlich völlig gleichgültig ist. Kein „letzter Preis“ wird uns nachgerufen. Wir schleppen das Gepäck durch die schmalen Gässchen bis ans andere Ende der Ortschaft zu einem heruntergekommen Hotel „Panorama“. Die Lage ist ebenfalls schön mit Blick auf den im Abendlicht leuchtenden Ätna, aber die schäbige Einrichtung des Foyers wirkt wenig einladend. Nach 15 Minuten Sturmläuten erscheint schließlich die Dame des Hauses und beantwortet unsere Frage durch stummes Deuten auf die Preisliste. Auch hier ist kein Handeln möglich. Die Zimmer sind sogar teurer und wir verzichten auf eine Besichtigung. Was nun?

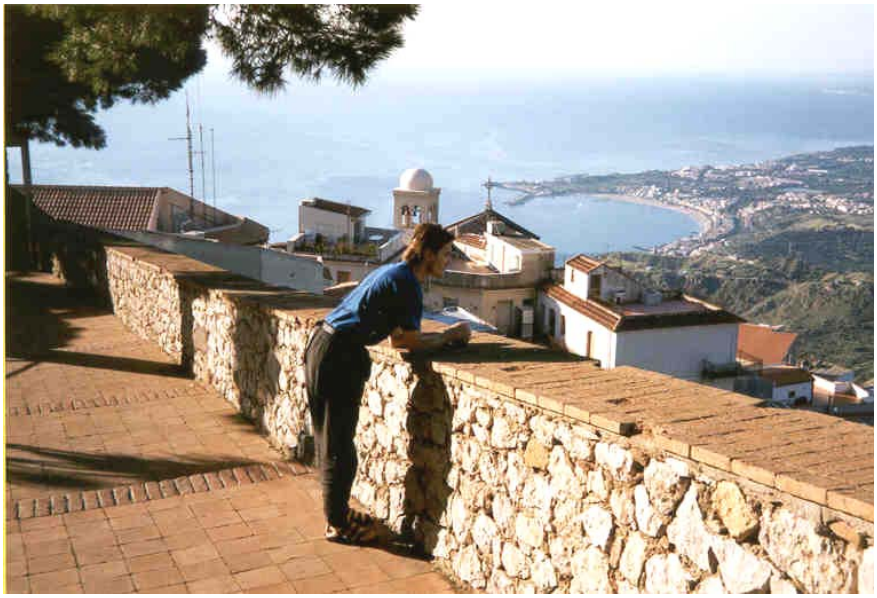
Es ist inzwischen dunkel geworden und wir haben Hunger, wollen Duschen und dann ins Bett. Deshalb gönnen wir uns wenigstens eine Nacht im teuren Regina, morgen können wir uns immer noch um eine billigere Unterkunft umschauen.
Der Patrone nimmt unsere Rückkehr ohne eine sichtliche Gefühlsregung zur Kenntnis und überreicht uns die Zimmerschlüssel.
Wäre der Hunger nicht so groß gewesen, hätte mich Markus nicht mehr aus dem Bett bekommen. So aber sitzen wir frisch gewaschen in einer Pizzeria des Dorfes. Die Pizza ist schlecht, dafür teuer.

Deshalb sind wir wahrscheinlich auch die einzigen Gäste. Heute kann mich jedoch nichts mehr wirklich erschüttern.

Mit einem schwer verdaulichem Teigklumpen im Magen fallen wir ins Bett. Man hört aus der Ferne leises Grillengezirpe und das Rascheln von windbewegten Blättern. Plötzlich erkennen meine Ohren das bedrohlich hohe Schwirren von Moskitoflügeln. Licht an, Fenster zu und mit einem Handtuch bewaffnet das blutrünstige Monster erschlagen. Nach erfolgreich durchgeführtem Mord lege ich mich wieder hin. Lange währt der Frieden nicht. Nach jedem weiteren toten Moskito hoffe ich, dass es der Letzte im Zimmer war. Doch leider täusche ich mich. Selbst am Morgen schwirren noch zehn Stück im Raum umher. Ich hasse sie! Trotzdem habe ich ein schlechtes Gewissen, als ich die übriggebliebenen, jetzt im Morgenlicht hilflosen Geschöpfe am Fenster erschlage. Man konnte deutlich unser Blut in ihren zarten Körper rot schimmern sehen. Aber der Gedanke an eine weitere schlaflose Nacht ist stärker als das Mitleid mit der nun wehrlosen Kreatur.

Sonntag, 10. Okt. 1999

Im Bett liegend beobachten wir den Sonnenaufgang. Intensives Rot hat diesen Moment schon lange vorher angekündigt. Jetzt wird das Meer leuchtend orange, goldgelb, - da erscheint der erste Lichtstrahl und trifft genau auf unser Bett. Der ganze Raum spiegelt die rot-orangen Farbtöne wider. Dieser Augenblick entschädigt uns für die vielen juckenden Bissstellen.
Die Pizza ist verdaut und wir brauchen ein Frühstück. In der Bar an der Piazza haben sich schon ein paar Italiener zum ersten Capuccino oder Espresso versammelt. Irgendwie beschleicht uns das Gefühl als fremde Eindringlinge zu stören. Dennoch werden wir gleich freundlich mit Tee und Gebäck bewirtet. Die Portionen sind nicht groß, dafür aber der Preis. Das holt uns in die Realität zurück. Wir haben ein ziemliches, monetäres Problem.



Tief unter uns liegen die Badestrände von Taormina

Alsbald machen wir uns auf den Weg runter in die Stadt. Den Bus nehmen wir diesmal nicht, wir müssen sparen. In Taormina haben wir kaum Augen für die Einkaufsstraßen und die tollen Auslagen der Geschäfte. Es ist alles sehr elegant und ich habe den Eindruck, Taormina sei vergleichbar mit Davos oder Lech. Doch wir sind hier, um den weiteren Reiseverlauf zu organisieren und nicht um zu flanieren. Das Tourist Office ist zeichnet sich durch mangelnde Informationen aus, die Englischkenntnisse des Personals sind sehr sehr dürftig. Sie verweisen uns an die Anschlagtafeln, an denen verschiedene Fahrpläne aufgehängt sind. Doch ohne Italienisch-Kenntnisse kann man sich kaum zurechtfinden. Bedeutet „Giovedi“ Donnerstag oder Freitag? Ist „Traghetti“ nun eine Fähre oder ein Schnellboot? Hier finden wir nicht viel Antworten.

Umso überraschender erscheint uns daher die deutschsprechende Mitarbeiterin eines Reisebüros, die uns eine Ätna Besteigungstour andrehen will. Die Tour besteht aus drei Teilen:

1. Anfahrt mit Bus auf 2000m Höhe um 35.000 Lira
2. Weiterfahrt mit Gondelbahn auf 2.300m Höhe um 34.000 Lira
3. Jeepfahrt bis auf 3000m Höhe und 20 Minuten laufen bis zur Lava um 30.000 Lira

Nach Ankunft des Busses bleiben dem Teilnehmer exakt vier Stunden freie Zeit für die Punkte 2 und 3.

Die horrenden Summen schrecken uns ab, außerdem wollen wir den Ätna lieber auf eigene Faust besteigen.
Vorerst müssen wir aber unseren Rückflug regeln. Wenn wir ihn vorverlegen könnten, würde unser Geld ausreichen. Doch so einfach geht das nicht. Eine Flugänderung kostet 50 DM pro Person und ist aufgrund der ausgebuchten Lage sowieso nicht möglich. Wir können es höchstens zwei Tage vor dem geplantem Abflug nochmals probieren, da sie immer erst Donnerstagabend die neuesten Buchungslisten im Computer haben.
Als nächstes wenden wir uns dem Bahnhof zu und wollen herausfinden, wie man am besten von Taormina nach Milazzo kommt. Entgegen unserer Erwartungen stellt sich das Zugfahren als teurer und komplizierter heraus als das Busfahren.
Schließlich haben wir genug organisiert und steigen vom Bahnhof über einen steilen Pfad wieder zurück hinauf in die Stadt. Im botanischen Garten erholen wir uns ein bisschen und überlegen, was wir tun können. Ein Hotelwechsel innerhalb von Taormina ist sinnlos, da wir sehr vermutlich ohnehin im billigsten Quartier wohnen. Eine Ätnabesteigung auf eigene Faust ist unmöglich, weil öffentliche Busse nur von Catania aus operieren. Wir trösten uns mit dem Gedanken, dass Taormina wahrscheinlich mit Abstand der teuerste Flecken in Sizilien ist und wir uns das Geld später wieder einsparen können. Als Kompromiss zu unserer Finanzlage buchen wir nur zwei Drittel der Ätnatour für morgen. Das letzte Drittel werden wir in sehr kurzer Zeit zu Fuß bewältigen müssen.

Das Training fürs Bergsteigen beginnt schon auf dem Heimweg nach Castelmola. Wir haben einen schönen Pfad abseits der Straße entdeckt. Er führt vorbei an hohen Kakteen, deren flache Blätter immer versetzt aufgesetzt sind. Sie tragen rote, längliche Früchte, die angeblich sehr wohlschmeckend sein sollen. Aber in Anbetracht der massiven Stachelabwehr verzichten wir auf eine Kostprobe. Obwohl es schon gegen Ende Oktober zugeht, blühen erstaunlich viele Blumen. Im botanischen Garten gab es riesige Hibiskusse, die in den verschiedensten Farbkombinationen gezüchtet werden. Von den Hausmauern hängen Trauben von leuchtenden Bougainville und viele andere mir unbekannte Blütengewächse. Keine Spur von einem ausgedörrten braunen Land, das uns einige Leute prophezeit hatten!

Mit der letzten Abendsonne erreichen wir unser Zimmer und dichten alle Fensterritzen mit Decken und Tüchern moskitosicher ab. Danach besuchen wir den höchsten Punkt von Castelmola, nicht weil wir nicht genug bergauf gelaufen sind, sondern weil dort eine exklusive Pizzeria auf uns wartet. Zu unserer Enttäuschung verweigert uns Personal den Eintritt. Wir sind eine Stunde zu früh dran. Italiener haben offensichtlich erst ab 20:00 Hunger.

Wartend stehen wir in der Dämmerung herum und blicken zum Ätna hinüber, der ca 20km Luftlinie vor uns ein gleichmäßiges schwarzes Dreieck am noch hellen Himmel bildet. Oben steigt eine markante Rauchsäule auf und zeigt seine vulkanische Tätigkeit drohend an.
Wir meinen überheblich, dass jetzt für uns Touristen doch so ein netter kleiner Ausbruch veranstaltet werden sollte, da schießt plötzlich rotes Feuer aus dem Gipfel und fällt in glühenden Punkten auf den Kraterrand. Wir sind echt beeindruckt. Markus rennt um den Fotoapparat und das Fernglas zu holen, ich halte die Stellung. Noch ein- zweimal ist das Schauspiel zu beobachten. Nachdem Markus zurückgekommen ist, passiert vorerst längere Zeit nichts. Typisch. Mit dem Fotoapparat auf dem Stativ und dem Fernglas vor den Augen warten wir. Die Zeit erscheint endlos, bis wir endlich mit einem neuen Ausbruch belohnt werden. Jetzt können wir sogar am Osthang die fließende Lava erkennen. Die tanzenden, roten Punkte gleichen einem fernen Fackelzug. Morgen sollten wir auch dort oben stehen!

Voller Vorfreude gehen wir in die Pizzeria. Das Personal zeigt sich sehr erstaunt, als wir von fließender Lava und Ausbrüchen des Ätna berichten. Scheinbar ist das nicht alltäglich. Vielleicht müssen wir morgen gar nicht mehr so weit hinaufsteigen, um die Lava zu erreichen!
Das Essen ist super, die Toiletten dagegen eine einzige Katastrophe und die Preise - na ja, die sind wir schon gewohnt.

BESTEIGUNG DES ÄTNA

Der Gipfel des Ätna von der Zufahrtsstraße aus gesehen

Montag, 11. Okt. 1999

Die Luft im Zimmer ist zwar etwas stickig aber dafür moskitofrei! Gut ausgeschlafen und erholt genießen wir das morgendliche Farbenfeuerwerk des Sonnenaufgangs vom Bett aus. Dann heißt es schnell aufstehen und ohne Frühstück auf den 8:00 Uhr Bus. In Taormina stopfen wir in einer Bar ein paar klebrige Süßigkeiten in den Mund und spülen das perverse Zeug mit einem dunkelgrauem Abwaschwasser hinunter, das sich Tee nennt.

Daraufhin eilen wir zum Busplatz, wo uns bereits die deutschsprachige Reiseleiterin vor dem klimatisierten Doppeldeckerbus erwartet. Beim Anblick unserer Mitreisenden beschleicht uns das Gefühl, auf einer Werbeverkaufsfahrt mitzumachen. Stillschweigend reihen wir uns in die Monstergruppe ein. Jeder von uns nimmt sich einen Fensterplatz im Oberdeck, doch bald werden wir zurechtgewiesen: ein Paar hat ***nebeneinander*** *und nicht* ***hintereinander*** *zu sitzen. Protest ist sinnlos, hier gelten andere Gesetze. Das verstörte Paar, das wegen unserer Platzwahl für die gesamte Anfahrtszeit grausam voneinander getrennt worden wäre, ist nun sichtlich erleichtert.*

Endlich geht die Fahrt los. Der Bus klappert Taormina einschließlich der Umgebung kreuz und quer ab, um alle Touristen aus ihren Hotelburgen abzuholen. Nach eineinhalb Stunden Stadtrundfahrt gelangen wir endlich auf die Autobahn in Richtung Ätna. Die Reiseleiterin beginnt nun in Englisch, Italienisch und Deutsch die Besonderheiten des Vulkans zu erklären. Aufgrund ihrer mangelnden Sprachkenntnisse ist dies ganz amüsant. Nach unzähligen „that's mean" (das ist durchschnittlich) anstatt „that means" (das bedeutet) der Reiseleiterin erreichen wir die Talstation der Gondelbahn auf nicht ganz 2000 Meter Höhe. Die Reiseleiterin will sich nun in einem Gasthaus an einen Tisch setzen und die weitere Vorgangsweise mit den Teilnehmern besprechen, Geld für die Bahntickets kassieren, usw ...

Während sie noch erklärt, drängen wir schon aus dem Bus und rennen querfeldein zur Bahn. Wir haben exakt 3,5 Stunden Zeit. Eine lange Warteschlange vor dem Schalter bremst unser Tempo ein wenig, doch im Vordrängen erfahren, erobern wir Platz für Platz. Schließlich verschwindet Markus vor mir in einer 6er Gondel, ich folge ihm in Gesellschaft einer Italienerin und zwei Deutschen in der nächsten. Die Bahn macht keinen vertrauenserweckenden Eindruck, bei uns daheim hätten sie dem Betreiber wegen fahrlässiger Gefährdung von Passagieren wahrscheinlich schon den Prozess gemacht. Dennoch ist es weitaus gemütlicher in 10 Minuten hochzuschaukeln, als über ein steiles Lavasandfeld mindestens eine Stunde raufzuhatschen. Außerdem ist unsere Zeit sehr knapp.
Der Deutsche mir gegenüber fürchtet sich, kleine Schweißperlen bilden sich auf seiner Oberlippe, als ihn seine Frau mit möglichen Absturzszenarien neckt. Mitten auf der Strecke bleibt die Gondel stehen und pendelt kräftig nach. Jetzt ist es uns ein leichtes, den ängstlichen Mann noch mehr zu verstören. Als nach ein paar Minuten nichts passiert, beginnen uns selber sorgenvolle Gedanken zu plagen. Plötzlich ertönt eine Durchsage auf Italienisch. Die Frau übersetzt es knapp mit: "Technische Gebrechen und Stromausfall" und ergänzt den Kommentar mit der entmutigenden Bemerkung: "Das kann dauern .."

Sehnsüchtig schaue ich zur vorderen Gondel hinauf, in der sich Markus befindet. „Muss das ausgerechnet jetzt passieren, wenn wir ohnehin so wenig Zeit haben!"
Der Deutsche beginnt hastig zu atmen und stärker zu schwitzen. Ich sollte aufs Klo. Die Sonne knallt auf die verkratzten Plexiglasscheiben und 5 Meter unter uns heizt der schwarze Lavasand herauf. Endlos scheinende 10 Minuten vergehen, bis ein Ruck spürbar wird und wir die letzten 100 Meter in die Bergstation gezogen werden. Nochmals Glück gehabt!

Vor der Bahn warten schon Busse, die die finanzkräftigen Ankömmlinge die nächsten 600 Höhenmeter hinaufbringen. Der äußere Zustand der Fahrzeuge erinnert uns stark an die öffentlichen Busse in Indien und wir wundern uns, dass man für eine solche Fahrt umgerechnet über 200 Schillinge verlangen kann. Unser Sparpaket zwingt uns zu laufen.

Raschen Schrittes erklimmen wir eine Lavamoräne nach der anderen. Der Untergrund besteht aus kleinen, schwarzen Bimssteinkugeln, die das Gehen sehr erschweren. Zudem macht mir die schon recht dünne Luft zu schaffen. Markus schleppt den Rucksack mit den warmen Kleidern, die wir in der Höhe laut Reiseführer benötigen werden und ich schwitze im T-Shirt hinterdrein. Ich kann mich nicht erinnern, jemals in meinem Leben freiwillig derart schnell bergauf gestiegen zu sein. Immer wieder queren wir die Fahrpiste, die sich in vielen Serpentinen zu einem halbverfallenen Gebäude windet. Dort verschwinden die Busse mit einer letzten großen Staubfahne.

Blumen inmitten der Lavawüste

Wir hoffen, dass dies auch für unsere Bergtour die Endstation sein wird. Nach 45 Minuten erreichen wir keuchend den oberen Parkplatz. Von hier aus müssen alle zu Fuß gehen.

Der Weg ist mit Absperrband und Gefahrenhinweis-Schildern markiert und die Menschen bewegen sich langsam in ihren bunten Gewändern über die schwarze schroffe Landschaft. Einige haben nur Halbschuhe oder Sandalen an und müssen dementsprechend vorsichtig sein. Wir turnen im Laufschritt an dem farbenprächtigen Tatzelwurm vorbei und machen uns dabei nicht gerade beliebt.

Aus den Ritzen im Boden entweichen heiße Schwefeldämpfe und die Landschaft wird immer extremer. Man merkt, dass hier die Lava noch nicht alt ist, das Gestein strahlt eine enorme Wärme ab.

In unregelmäßigen Abständen lässt ein dumpfer Knall mit anschließendem Donnergrollen den Boden leicht erzittern. Der Hauptkrater des Ätna, der sich noch ca. 300 Höhenmeter über uns befindet, ist von uns aus nicht einzusehen.

Nur die dunklen Rauchwolken zeigen die Vulkantätigkeit an. Mir ist der Berg unheimlich, das Grollen ist so gewaltig, dass ich nie und nimmer so weit heraufsteigen würde, wären da nicht diese Massen von Schaulustigen. Die anwesenden Vulkanologen sichern das Gelände und würden uns sicher bei Gefahr sofort zurückschicken. Als wir um das letzte Eck biegen, hören wir ein seltsames stetes Klirren, so als ob in einem Glascontainer langsam umgerührt würde.

Die Menschenschlange stoppt an einem dichten Rauchteppich, der auf große Hitze schließen lässt. Als wir näher kommen, erkennen wir, dass sich direkt vor uns ein einige Meter breiter Lavastrom talwärts bewegt. Es ist ein zähes Kriechen, begleitet von diesem seltsamen Klirren, welches dadurch entsteht, dass sich die bereits abgekühlte und zu Bimsstein erstarrte Haut des Stromes auftürmt und die Brocken sich aneinander reiben.

Es bilden sich Falten und Verwerfungen, rotglühendes noch flüssiges Gestein dringt aus den Spalten, tropft langsam zu Boden und wird dabei dunkel. Unaufhörlich wälzt sich der Strom an uns vorbei, wir können uns ohne Gefahr bis auf einen Meter nähern, dann wird die Hitze unerträglich. Weiter oben befindet sich die Quelle, dort tritt die Lava aus einem kleinen Loch hellrot und dünnflüssig aus. Einheimische holen mit langen Stäben einen Schöpf voll Material und pressen den glühenden Klumpen zu einem Aschenbecher mit der Aufschrift „Ätna 99", die sie dann als Souvenir an die Touristen verkaufen.

Wir sind sehr beeindruckt von dem Naturschauspiel. So gleichmäßig, still und harmlos rinnt die Lava aus dem Berg und so zerstörerisch und verheerend ist ihre Wirkung! Der gesamt Bergkegel besteht aus Lava, die obersten 1000 Höhenmeter gleichen einer Mondlandschaft, auf der nichts gedeiht. In vielen umliegenden Dörfern am Fuß des Berges weisen erkaltete Lavaströme auf die latente Gefahr des Vulkans hin.

unter der erstarrenden Haut erkannt man deutlich das rotglühende flüssige Gestein

Schließlich dreht der Wind und die heiße Luft schlägt uns plötzlich entgegen, sodass wir eilig den Rückzug antreten. Als wir uns wieder in Sicherheit befinden, treffen wir auf die Mitglieder unserer Reisetruppe, die soeben am Schauplatz eintreffen. Trotz unseres beschwerlichen Aufstiegs waren wir schneller!

Mit dem Hinunterlaufen ist es wesentlich einfacher. Mit großen Schritten rollen wir auf einem relativ jungen Lavafeld abwärts. Der aufgewirbelte schwarze Sand dringt unter unsere Kleidung und verklebt sich mit dem Schweiß. Eine Dusche ist heute bitter nötig!

Auf einer Höhe von ca 2500 Meter beginnt sich die Vegetation das fruchtbare Umfeld wieder zu erobern. In windgeschützten Furchen stehen kleine Büschel von gelbfarbigen Blumen, die einen wunderbaren Kontrast zur pechschwarzen Umgebung bilden. Wo nehmen diese Pflanzen nur das nötige Wasser her? Die Abstände zwischen den Büscheln werden kleiner und die Pflanzen bilden nun einen grüngelben Teppich auf dem Lavasand. Sogar Schmetterlinge schaukeln von Blüte zu Blüte.
Uns bleibt nicht viel Zeit um zu staunen, da wir unseren Bus nicht versäumen dürfen. Gerade rechtzeitig zur Abfahrt treffen wir bei der Talstation ein. Völlig verstaubt und verdreckt hocken wir zu den anderen in den Bus und fahren zurück nach Taormina.
Dort gönnen wir uns Spaghetti mit Tomatensauce und anschließend den Bus hinauf nach Castelmola. Nach der ausgiebigen Dusche machen wir einen Kassasturz. Mit dem befürchteten Ergebnis: Wir verbrauchen mehr als wir haben.

Dienstag, 12. Okt. 1999

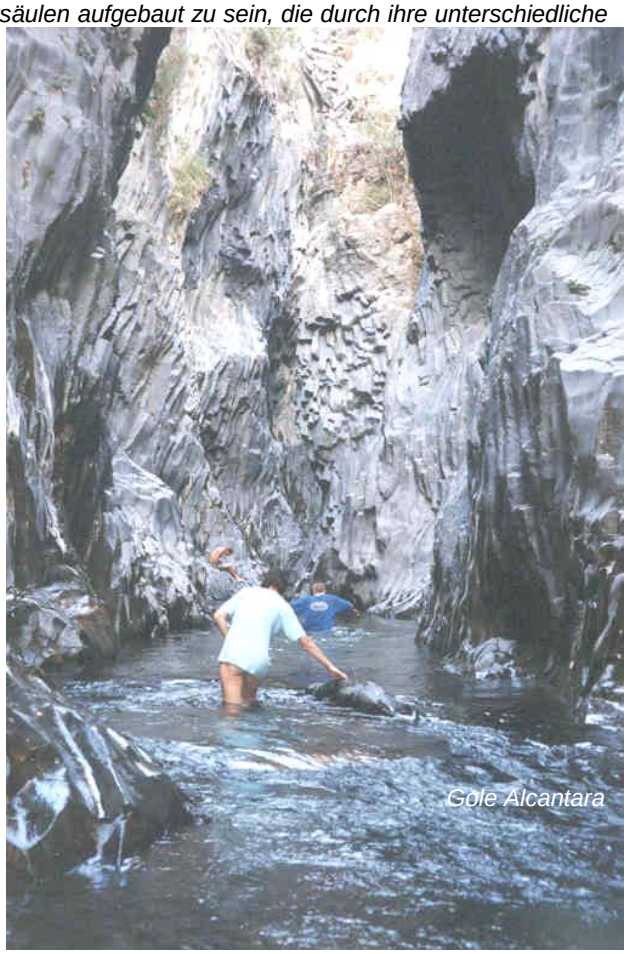
Morgens um halb sieben beginnt das Meer sich zu verändern. Am Horizont entsteht ein flammender Punkt, der alsbald nach links und recht dunkelrot auseinanderfließt. Die rote Feuerlinie breitet sich in unsere Richtung aus, wie wenn ein Teppich langsam entrollt wird. Die Fläche spiegelt sich im zarteren Rot des Himmels wider und ändert sich allmählich zu orange. Unser ganzes Zimmer ist in dieses weiche, farbige Licht getaucht und die bunten Kleidungsstücke über der Stuhllehne erscheinen Ton in Ton. Das Leuchten inmitten des wogenden Farbteppichs wird intensiver, ein Gleißen entsteht und leitet den Blick geradeaus auf einen Punkt am Horizont, an dem es am hellsten ist. Dort blitzt nun der erste Strahl auf und trifft genau ins erwartungsvoll geöffnete Auge. Trotz des Blendens kann man den Blick nicht abwenden, muss solange hinsehen bis das erste Rund der goldenen Kugel sichtbar wird. Dann schließlich wendet man den Blick und kann im Zimmer nur schwarze flimmernde Kreise erblicken. Die Pracht des Sonnenaufgangs hat uns kurze Zeit für andere Dinge blind gemacht. Die Rottöne verblassen nun langsam, wir stehen auf.

Das Frühstück fällt etwas mager aus, aber angesichts unserer prekären Finanzlage bestellen wir nicht nach. In Taormina decken wir uns dafür mit reichlich Brot und Käse ein und steigen in den Lokalbus Richtung Gole Alcantara. Dies ist der Name einer Schlucht, die ein Fluss in erkaltetes Lavastein gegraben hat und laut Reisführer eine Art Geheimtipp und sehr sehenswert ist.
Wie es für einen Lokalbus üblich ist, steuert er sämtliche Dörfchen in allen Seitentälern an. Da wir heute mehr Zeit haben, genießen wir diesen Bummel durch die urige Landschaft, die fernab der Touristenströme ihren typisch italienischen Stil bewahrt hat. Zum Beispiel eine lokale Kläranlage: Unterhalb des kleinen Dorfes sprudelt das Abwasser offen über üppig grüne Wiesen und fällt kurz darauf steil über eine erste Betonmauer. An ihrem Fuß bildet sich ein wild schäumender Tümpel, der von leuchtend grünen, Nährstoff liebenden Pflanzen umgeben ist. Danach ist der Wasserverlauf nur an den Schaumfetzchen zu erahnen, die in den Blättern hängengeblieben sind. Etwa 30 Meter weiter kommt die nächste Stufe, die das Bächlein in einen kleinen Wasserfall verwandelt. Hier schäumt es schon weniger und so setzt sich dieses System talauswärts fort, bis das Bächlein einigermaßen geklärt in den Hauptfluss mündet, der sich kurz darauf ins Meer ergießt. Eine rein biologische Kläranlage, die zwar sehr viel Landschaft verbraucht und mit den hohen Betonmauern auch nicht gerade schön ist, doch sie funktioniert. Über die wahrscheinliche Geruchsbelästigung müsste man die Dorfbewohner erst befragen.

Mittlerweile sind wir an unserem Ziel angekommen. Neben der Bushaltestelle zeigen einige Schilder mit „Gole Alcantara“ zu einem großen asphaltierten Parkplatz, an dessen Rand eine riesige Imbissbude den Touristenandrang aufzufangen hofft. Doch heute ist hier nichts los. Außer ein paar Deutschen ist niemand angekommen. Wir suchen den im Reisführer beschriebenen kostenlosen Zugang zur Schlucht, stoßen aber nur auf massive Stacheldrahtverhaue. Die Schlucht wurde offenbar gegen zahlungsunwillige Touristen verriegelt. Wir fragen die Dame an der Kassa, die uns natürlich bestätigt, dass es nur gegen Bezahlung möglich ist, die Schlucht zu betreten. Der Deutsche vor uns murrt etwas über „Abzocker“ und zahlt.

Wir geben noch nicht so schnell auf, finden jedoch keine Lücke in der Absperrung. Verärgert tauschen wir 8000 Lira gegen die Eintrittskarten und steigen die Treppen zum Eingang der Schlucht hinab. Der Bach führt wenig Wasser und tritt ruhig aus der Klamm. Am Ufer gibt es einen kleinen Kieselstrand, der aber alsbald von großen, abgeschliffenen Felsblöcken weiter flussabwärts abgelöst wird. Überall liegen die Reste italienischer Picknicker verstreut, bunte Nylonsäckchen, Joghurtbecher, Dosen und zersplitterte Glasflaschen. Das Wasser bildet in der wirbelnden Strömung zwischen den Felsen bräunliche Schaumkronen. Vielleicht befinden wir uns zufällig im Teil einer biologischen Kläranlage? Frustriert hocken wir auf einem Stein und verspeisen unser Käsbrot.

Ohne den störenden Maschendrahtverhau und den Abfall wäre dies ein wunderschöner Ort. Die schwarz glänzenden Felswände der Schlucht sind sehr imposant anzusehen. Sie scheinen aus sechseckigen herunterhängenden Basaltsäulen aufgebaut zu sein, die durch ihre unterschiedliche Länge Hohlräume und Ausbuchtungen über dem Wasser bilden. Wir tun es den anderen Touristen gleich und waten in der Badehose im eiskalten Bach in die Schlucht. Die niedere Temperatur des Wassers lässt die unter den Fußsohlen rollenden Kiesel noch schmerzhafter erscheinen.


Gole Alcantara

Als die Felswände enger zusammenrücken ist es gar nicht so einfach, gegen die Strömung vorwärts zu kommen. Die Hände finden am glitschigen Fels keinen Halt und das kalte Wasser steigt bis zur Brust. Markus bleibt frierend stehen, während mich der Ehrgeiz noch ein paar Meter weiter treibt. Ein freundlicher Italiener ist sehr hilfsbereit, reicht mir die Hand und bietet seinen Fuß als Tritt für mich an. Doch ich kehre lieber um, bevor ich mir weh tue.
Selbst als ich wieder bei Markus angelangt bin, kümmert sich der Italiener kavaliersmäßig um mich. Offensichtlich findet er Gefallen an mir. Er hat seine Kleider am anderen Ufer liegen und während wir uns von der Sonne trocknen lassen, grinst er ständig her. Endlich gibt er auf, zieht sich an und geht. Er verschwindet im Gebüsch und bald können wir ihn eine breite Treppe hinaufsteigen sehen, die ***nicht*** *zum Eintrittskabäuschen führt. Wir ahnen bereits, dass wir verarscht worden sind. Selbstverständlich zahlen Einheimische hier keinen Eintritt.*

Wir folgen ihm über die Treppe ohne ein einziges Mal über eine Absperrung klettern zu müssen. Der Weg endet an der Hauptstraße auf der wir mit dem Bus gekommen waren. Sogar ein Hinweisschild mit „Weg zum Strand“ prangt am Straßenrand. Wir folgen der Straße um eine leichte Kurve und stehen nach 200 Metern an der Bushaltestelle. Uns bleibt vor Empörung fast die

Luft weg. Kann man Touristen wirklich wie die Vollidioten für nichts und wieder nichts einfach abkassieren?
Man kann.
Offensichtlich.
Irgendwie müssen wahrscheinlich die Ausgaben für den Drahtverhau wieder hereinkommen.
Das schreit nach Rache.
Und die dumme Kuh an der Kassa hat uns natürlich den Geheimtipp nicht gegeben. Warum sollte sie auch? Eigentlich sollte man die irreführenden Wegweiser allesamt durchstreichen, usw... An Ideen mangelt es uns nicht. Da kommt das deutsche Paar und sofort weihen wir sie in die üblen sizilianischen Tricks ein. Jetzt haben wir auch ihnen den Tag verdorben.
Beruhigt gehen wir etwas trinken. Als wir uns später im Bus wieder begegnen, erzählt uns der Deutsche, er habe einigen neu ankommenden Touristen gleich den normalen Eingang gezeigt und jetzt fühle er sich wieder besser.

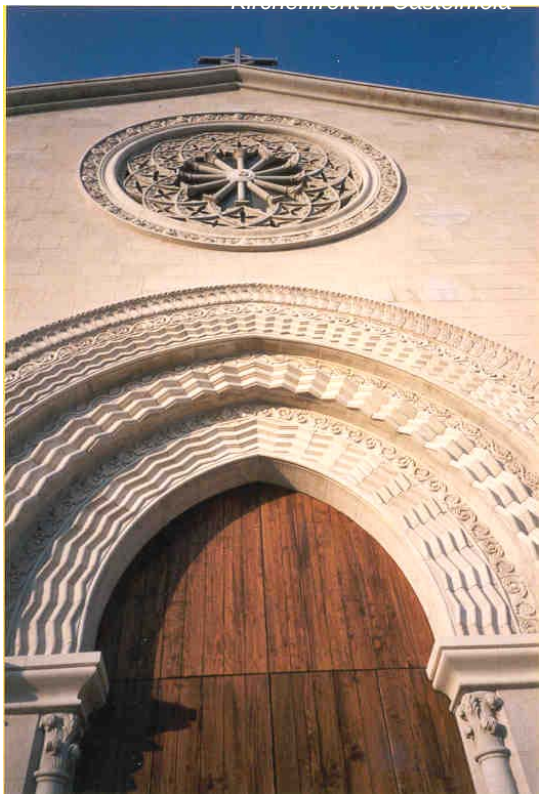
Wir wollten heute noch das griechische Theater in Taormina besichtigen, aber dort wird natürlich wieder Eintritt verlangt werden. Um unsere Tagesausgaben nicht zu überschreiten müsste dann einer von uns aufs Abendessen verzichten. Das kommt nicht in Frage, wir sind doch im Urlaub!
Also gehen wir ins Theater ohne Eintritt. So schlau wie die Italiener sind wir auch.

Das „Theatro Grecco“ in Taormina

Mit Hilfe des Stadtplanes suchen wir eine Möglichkeit, die hohen Mauern und Absperrungen zu umgehen. Da das Theater auf einem Fels erbaut wurde, mussten sie nicht viele künstliche Hindernisse errichten. Und die natürlichen werden zu überwinden sein. Laut Stadtplan erhebt sich der Theaterfelsen gleich hinter dem Busplatz.

Wir sehen jedoch nur imposante Hotelanlagen. Eine Mitfahrerin vom Bus geht geradewegs auf das fünf-Sterne Hotel Aristo zu und wir folgen ihr. Nicht unauffällig, sondern als würden auch wir ***unser*** *Hotel betreten. Die Frau zweigt beim Swimmingpool ab, wir bleiben auf der Treppe, passieren weitere Liegeflächen und immer höher in den Hang gebaute Sonnenterrassen, die zum Glück verwaist sind. Schließlich geht es nicht mehr höher und durch ein Loch im Zaun verlassen wir das Hotelgelände. Es folgen noch ein paar steile Meter durch Kaktushaine, dann sind wir am Fuß einer 3 Meter hohen Mauer.*
Oben lehnen ein paar Touristen und beobachten unser merkwürdiges Treiben. Markus entdeckt schließlich eine gute Stelle, an der wir die Mauer hinaufklettern können. Löcher für den Wasserablauf bieten die nötigen Tritte und eins zwei, schon schwingt sich Markus über das Geländer. Ich bin keine so gute Kletterin und greife nach der Querverstrebung des Geländers um mich daran hochzuziehen. Bei dem Ding haben sich allerdings die Schweißnähte gelöst und mit lautem Krach schlägt es unter meinem Gewicht an den Metallsteher. Unsere illegale Ankunft ist somit lautstark angekündigt. Doch niemand scheint es zu stören.
Wir gesellen uns unerkannt in die Masse der Touristen und besichtigen voller Genugtuung das Theater. Als wir beim Verlassen des Geländes den Billeteur passieren, nickt ihm Markus freundlich zu und sagt auf Deutsch: „Hat mich sehr gefreut!“ Ätsch.

Nachdem wir aus Spargründen Castelmola zu Fuß erklommen haben, studiere ich den Reiseführer in der Hoffnung, billige Übernachtungs-Möglichkeiten auf den äolischen Inseln zu finden. Ich stoße auf Telefonnummern von Pensionen und einer Jugendherberge. Sonst gibt es nur den allgemeinen Hinweis, dass das Leben auf den kleinen Inseln teurer sei als auf Sizilien!
Markus besorgt eine Telefonwertkarte und ich mache mich ans Telefonieren. Die Telefonzelle befindet sich neben der Piazza, auf der plötzlich mehrere schwarze Limousinen auftauchen. Statt Mafiabossen steigen jedoch zwei Brautpaare aus, dich hier oben - über den Dächern von Taormina - ihre Hochzeitfotos machen lassen. Die Braut wallt in ihrem üppigen, mit Goldfäden bestickten, weißen Rüschenkleid über den Platz und fegt mit ihrem meterlangen Schleier den Staub von der Piazza. Der Fotograf baut seine Scheinwerfer auf, der Mercedes muss in die Mitte und die Braut wird auf der Kühlerhaube gesetzt. Die Angehörigen sind nicht minder aufgetakelt und schwirren aufgeregt über den Platz. Der Fotograf richtet den Neigungswinkel des Kopfes der Braut, drapiert den Schleier, bettet die Hände richtig in den Schoß und zupft abermals am Rocksaum.
Ich versuche beim Telefonieren verzweifelt das Geschnatter der Hochzeitsleute zu übertönen.



Schließlich ist das Autofoto fertig und es folgt das Stiegenfoto. Die Brautleute lehnen sich auf die staubigen Stufen und wir werden kurzerhand von der Telefonzelle verjagt.
Meine Recherchen haben bis jetzt nichts Gutes ergeben: Die billigste Pension verlangt noch immer satte 100.000 Lira fürs Zimmer. Sogar die Jugendherberge will 60.000! Ich muss mich bei dieser Zahl verhört haben und rufe nochmals an. Ich frage erneut auf Englisch: „sixty or sixteen?“ und betone absichtlich den Unterschied zwischen den Zahlen. Man bestätigt eindeutig: sixtythousand.
Scheiße. Entschuldigung, aber ich bin der Verzweiflung nahe. Einziger Ausweg scheint eine Unterkunft in Letorjanni, einem Strand unweit von Taormina, um 70.000 Lira für die restliche Zeit unseres Urlaubes. Ich bin so enttäuscht, dass ich aufs Zimmer muss um nicht vor den albernen Brautleuten loszuheulen.

Ich zähle nochmals unser Geld, aber es wird leider nicht mehr. Wir werden somit morgen nicht wie geplant auf die äolischen Inseln fahren, sondern irgendwo in der Umgebung eine billige Unterkunft suchen und uns aufs Strandleben beschränken. Für andere wahrscheinlich das, was sie unter Urlaub verstehen, für uns ein Albtraum! Mit etwas gedrückter Stimmung gehen wir Abendessen. Markus haut ungehemmt rein, mir ist der Appetit vergangen.

Mittwoch, 13. Okt. 1999

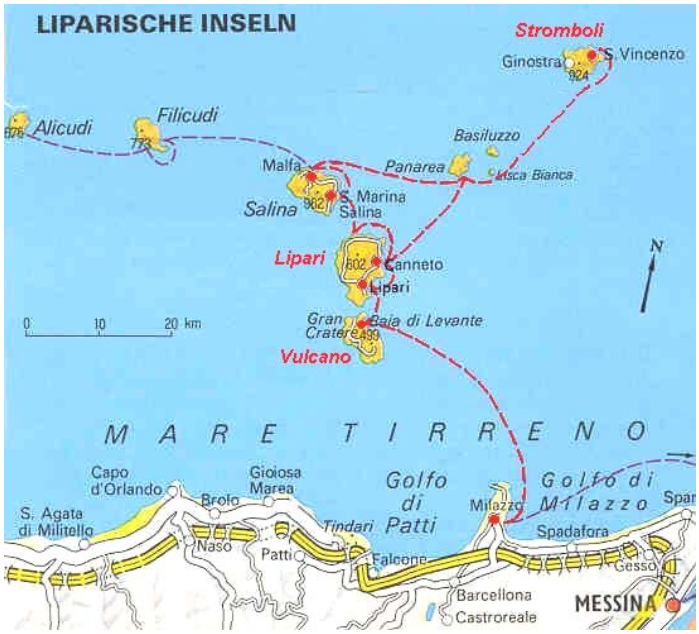
Trotz Frust genießen wir die Nachtruhe und lassen uns vom Sonnenaufgang verwöhnen. Anschließend werden die Rucksäcke gepackt, wobei die Frage auftaucht, wie denn alles bisher darin Platz gefunden hatte? Wir hieven die unförmigen Dinger auf den Rücken und machen uns auf den Weg in die Stadt. Die Liras für den Bus sparen wir uns lieber. Als ein Mercedes überholt, der ausnahmsweise nicht mit der ganzen italienischen Großfamilie vollgestopft ist, heben wir die Daumen und siehe da, wir werden bis Taormina chauffiert. Wir probieren in einem Reisbüro Auskunft über frühzeitige Rückflugmöglichkeiten zu erhalten. Als dies unmöglich scheint, versuchen wir es mit billigen Unterkünften. Auch das ist in Sizilien nicht zu erwarten.

Was nun?

Ich denke nochmals an die Jugendherberge auf Lipari um 60.000 Lira pro Nacht. Das muss, das kann doch nur ein Missverständnis am Telefon gewesen sein!
Ich rufe erneut an und erkläre den Unterschied zwischen sixty und sixteen mit one-six or six-zero. Der Herr am anderen Ende der Leitung lacht amüsiert auf. Natürlich one-six pro Nacht und Person. Mir fällt der sprichwörtliche Stein vom Herzen. „Gibt es noch Platz?“ „Ja, heute wären noch zwei Betten frei.“
Auf was warten wir denn noch? Schnell hetzen wir zum Busterminal, ich besorge die üblichen Käsbrote und um 10:30 Uhr sitzen wir schon im Bus nach Messina. Es dürfte sich um den Super-Lokalbus handeln, der in jedem winzigen Nest mindestens dreimal anhält. So erkunden wir die gesamte nordöstliche Küste Siziliens, bis die Spitze des Stiefels zum Greifen nahe scheint.
Krönender Abschluss der Fahrt bildet die Stadtrundfahrt durch Messina. Zuerst stauen wir durch extrem verschachtelte, jeden rechten Winkel verachtenden Bauten, deren Balkone sich oberhalb der Gassen fast berühren. Für den Busfahrer ein riskanter Geschicklichkeitstest und so manches zum Trocknen aufgehängtes Wäschestück poliert unser Autodach. Alsbald weiten sich die Gassen und die Vororthäuschen weichen imposanten Herrschaftshäusern, deren Fassaden reichlich mit Stuckarbeiten verziert sind. Ich kann zwar weder einen Baustil geschichtlich zuordnen, noch verstehe ich irgendwas von Architektur, aber mir gefallen die Prachtbauten einfach.

Von der Endstation im Busterminal müssen wir uns den Weg zum nächsten Busunternehmen erfragen und keuchen mit den Rucksäcken schwer beladen durch Messina.

Gerade rechtzeitig erreichen wir den Schnellbus nach Milazzo. Der wird seinem Namen gerecht und düst über die Autobahn, sodass ich jede Orientierung auf der Landkarte verliere, mit deren Hilfe ich die Strecke mitverfolge. Wir befinden uns jetzt auf der Nordküste der Insel und erreichen nach kurzer Zeit Milazzo. Diese Stadt ist das Gegenteil von Messina. Zumindest der Teil, den wir vom Bus aus zu Gesicht bekommen. Milazzo präsentiert sich so einladend wie eine Industriesiedlung, die um einen großen Frachthafen entstanden ist. Dieser Hafen ist auch unser Ziel, von dort legen sowohl die Fährschiffe, wie auch die Tragflächenboote Richtung Lipari ab.



Nur wo bekommt man die Tickets, bzw eine Auskunft über die Abfahrtszeiten? Die Hafenanlage wirkt sehr italienisch, man merkt, dass wir uns nun außerhalb des „geschützten Touristen-bereichs“ befinden.

Ein Engländer mit Frau und eigenem Auto wird aus dem System der verschiedenen Reisebüros auch nicht recht schlau. Nach der Siesta sperrt endlich das Fährschiffreise-büro auf, wir holen die Tickets, suchen die Fähre und besteigen das große Schiff namens „Isola di Stromboli“.

Offensichtlich sind wir die einzigen Passagiere, denn in welchen Saal, in welches Zwischendeck wir auch schauen, nur leere Sitzreihen für Hunderte von Menschen. Das macht die Platzwahl schwierig. Schließlich treffen auch die Engländer auf der Suche nach menschlichen Wesen in unserem Saal ein. Sie sind sehr angenehme Mitreisende, wir unterhalten uns köstlich. Geld dürfte für sie keine Rolle spielen, ihre Unterkunft auf Lipari ist eines der besten Hotels auf dieser Insel überhaupt. Es kostet ihn ein mildes Lächeln, als wir ihm von der Jugendherberge erzählen.

Zwischenzeitlich haben wir den Hafen Milazzos verlassen und nehmen Kurs auf Lipari, der Hauptinsel der Äolen. Plötzlich kommt ein Schiffsbediensteter schnellen Schrittes auf uns zu und deutet auf unsere Rucksäcke, die zu unseren Füßen liegen. Er faselt aufgeregt etwas auf Italienisch, das ich beim besten Willen nicht kapiere. Markus durchschaut sein Ansinnen und bringt die Rucksäcke in die Mitte des Saales, in der es eigens für die Gepäckaufbewahrung errichtete Regale gibt. Der Sinn dieses Unternehmens bleibt mir verborgen, aber Ordnung muss offensichtlich sein, auch in Italien.

Eine Stunde später verringert die Fähre ihr Tempo und steuert den Hafen von Lipari an. Glatt gleiten wir an dem Kastell vorbei, das die Stadt zu beherrschen scheint. Innerhalb der Wehrmauern sollte sich auch die Jugendherberge befinden, doch bis dahin werden wir nicht kommen. Kaum aus dem Bauch des Schiffes herausmarschiert, fängt uns eine resolute Italienerin ab, die zwar kein Wort Englisch spricht, uns aber trotzdem die Vorzüge ihrer Herberge schildert. Camera per due, con frigo, con cucina, con was weiß ich noch was alles um 60.000 Lira in der Nacht. Widerstand leisten ist zwecklos, sie verfrachtet uns in ihr Auto und wir fahren zur Villa Rosa. Die Pension liegt am Rande der Stadt, d.h. 10 min zu Fuß bis ins Zentrum und ist durch einen kleinen Blumenvorgarten von der Straße getrennt. Das Zimmer ist nett, mit Kühlschrank und einer Gemeinschaftsküche. Wir handeln die gute Frau auf 50.000 runter und vergessen die

Jugendherberge gerne. Jetzt können wir uns das Frühstück selbst zubereiten und das Urlaubsbudget ist gerettet!

Nach einer kurzen Pause gehen wir auf Erkundungs- und Einkaufstour. Kaum auf der Straße, geraten wir in die Fänge des nächsten Zimmervermieters. Auch ihm fehlt es völlig an englischen Vokabeln und er will uns unbedingt seine Villa vorführen. Auf diese Art haben wir wenigstens ein Gratistaxi in die Stadt. Das Wort Stadt ist eigentlich maßlos übertrieben. Laut Reiseführer hat die gesamte Insel Lipari nur 10.000 Einwohner. Die Ortschaft besteht aus zwei Hafenbereichen, einer für die Schnellboote, der andere für die Fracht- und Fährboote. Rund um die Hafenanlagen drängen sich die Restaurants und Geschäfte. Beide Stadtteile sind durch eine breite Fußgängerzone verbunden, die ebenfalls von zahlreichen Läden gesäumt ist. Leider gilt das allgemeine Fahrverbot nicht für Mopeds und in der Fußgängerzone genießen die Motorisierten das Recht des Stärkeren.
Zwischen den beiden Häfen erhebt sich die Wehrmauer des Kastells, das heute aus mehreren Museen, Ausgrabungsstätten und ähnlich historischen Dingern besteht.
Das Städtchen hat einen angenehmen, unaufdringlichen Charakter. Auf der Straße überwiegen die Einheimischen und man hat nicht wie in Taormina das Gefühl, dass alles nur für den Tourismus inszeniert worden sei. In der Hauptsaison dürfte es allerdings anders aussehen.

Wir schlendern durch die Gässchen, kaufen Joghurt, Müsli, Früchte, Tee, Zucker und Kondensmilch fürs Frühstück, erstehen einen Inselplan mit Wanderrouten und Höhenschichtenlinien und fühlen uns endlich wie im Urlaub!

LIPARI UND VULCANO

Donnerstag, 14. Okt. 1999

Die erste Nacht in der Villa Rosa ist angenehm, ruhig und moskitofrei. Nur der Kühlschrank summt, aber das frische, selbstgemachte Müsli entschädigt uns für die Ruhestörung. Wir wundern uns, dass es keine Wasserbeschränkung gibt. Die Insel besitzt keine einzige Süßwasserquelle, das Trinkwasser muss in Tankschiffen extra von Sizilien gebracht werden. Dennoch kann man Duschen, Waschen, Garten spritzen und Autowaschen. Oben auf einem Berg soll ein großes Regenwasserauffangbecken stehen, doch so oft wird es hier wohl nicht regnen. Da niemand Englisch spricht, bleibt dieses Rätsel für uns ungelöst.

Nach unserem ausgiebigen Frühstück machen wir uns auf Erkundungstour und studieren die Abfahrtszeiten von Bussen und Fähren. Das ist schnell erledigt und wir schlendern ziellos durch die Gässchen. Da es gerade Mittagszeit ist bestellen wir eine Pizza und sind schockiert über das Ding, das uns kurz darauf serviert wird. Von außen sieht es schon aus wie eine Pizza, zumindest ist es rund. Aber es schmeckt wie ein angewärmter feuchter Lumpen, der mit Ketchup bestrichen und Dosenchampignons garniert ist. Der Hunger siegt über den Widerwillen und der entstandene Teigklumpen im Bauch schreit nach körperlicher Bewegung, damit eine Verdauung überhaupt möglich ist. Mit dem Bus fahren wir bis auf 400m Seehöhe und wandern von dort quer über die Insel.

Die Karte stimmt ausgezeichnet, sie hat nur einen seltsamen Makel. Das nordwestliche Eck der Insel ist weiß, die Bedeutung dieses Fleckens ist in keiner Legende ersichtlich. Es ist sehr unwahrscheinlich, dass es sich um unerforschte Gebiete handelt, denn die ganze Insel erstreckt sich nur über ein paar Quadratkilometer. Unser Ziel ist aber nicht der weiße Fleck, sondern der höchste Berg der Insel, der Monte Chirica mit 602 Metern.

Der Fahrweg führt uns in immer einsamere Gebiete, gräbt sich tiefer in den sandigen Untergrund, wird zum Hohlweg, der von Brombeerranken und Gestrüpp beinahe zugewuchert ist. Eine Orientierung ist un-möglich, da uns die Sicht in diesem Graben versperrt ist.

Die Abfälle auf der Fahrspur häufen sich, immer mehr Nylon-säcke zieren den Boden. Es sieht so aus, als befände sich hinter der nächsten Biegung die Mülldeponie der Insel. Doch plötzlich stehen wir vor weißen Sand-formationen, die bizarr in den Himmel ragen.

Senkrechte Wände und spitze Türmchen, alles Formen, die vom Wind und Regen geprägt sind. Es muss sich hier um die alten, aufgelassenen Steinbrüche handeln, in denen bereits am Ende der Steinzeit Obsidiane abgebaut worden sind. Obsidian ist der Name eines vulkanischen Gesteines, das schwarzem Glas ähnelt. Die Bruchkanten des spröden Materials sind messerscharf und wurden als Schneidwerkzeug oder Waffe verwendet. Vor der ersten Metallverarbeitung war dies ein enormer Reichtum, der den Inselbewohnern großen Wohlstand brachte.

Fällt das Sonnenlicht im richtigen Winkel auf die weißen Abhänge des Steinbruches, so funkeln die glatten Oberflächen der eingelagerten schwarzen Obsidiane wie kleine Spiegelchen. Die Sammelwut befällt uns und die schönsten Exemplare der heutzutage wertlosen Steine nehmen wir als Andenken mit.

Auf dem steilen Weg lassen wir den Steinbruch unter uns und erklimmen in der Gluthitze der Sonne die letzten Höhenmeter auf den Gipfel. Der Berg ist leider so dicht mit stachligen Sträuchern bewachsen, dass man rundherum wandern muss, um eine Aussicht nach allen Seiten genießen zu können. Von hier aus kann man alle äolischen Inseln überblicken, die steil aus dem Meer ragen. Bei ihrem Anblick ist es klar, dass es sich um die Gipfel eines Unterwassergebirges handelt, das durch Vulkantätigkeit entstanden ist. Am eindrucksvollsten erhebt sich der steile Kegel von Stromboli aus dem Meer. Sein immer noch tätiger Vulkan ist in eine dichte Wolkenhaube gehüllt, die sich nur selten auflöst. Markant ist auch der Kamelbuckel von Salina, einer Nachbarinsel von Lipari, die mit zwei immerhin 900 Meter hohen Bergen aufwarten kann. Diese Insel ist im Gegensatz zu den anderen unter Naturschutz gestellt und deshalb recht stark bewaldet. Sie soll auch einzigartig zum Wandern sein. Fast anschließend an Lipari liegt Vulcano, nur durch einen kleinen Meeresarm getrennt. Deutlich ist die riesige Krateröffnung zu erkennen, an deren Rand immer noch heiße Schwefeldämpfe austreten.

Wir wollen nun auf der Westseite des Berges absteigen, können jedoch den in der Karte eingezeichneten Weg beim besten Willen nicht finden. Wir folgend deshalb ein Stück weit unserem Aufstiegspfad und zweigen dann nach Süden ab. Der angebliche Fahrweg entpuppt sich als ein mit Dornen verwachsener, steiler Hohlweg der uns in ein Dörfchen oberhalb von Canneto führt. Hier gedeihen eigenartige Bäumchen, auf denen knallgelbe, orange und dunkelrote Früchte hängen. Sie haben die Form von großen, runden Kirschen, die Außenhaut gleicht jedoch einer Erdbeere. Nur zu gern würde ich sie probieren, sie schauen einfach köstlich aus. Doch wir haben keine Ahnung, ob sie genießbar sind. Es macht uns stutzig, dass sie in so einer Fülle vorkommen und trotzdem nicht am Markt verkauft werden und lassen das Experiment lieber sein.

Die Landkarte zeigt, dass wir schon nahe des weißen Fleckens sind und die Neugier zwingt unsere Schritte in diese Richtung. Bei Sonnenuntergang erreichen wir den oberen Rand eines gigantischen Steinbruches, der 200 Meter fast senkrecht zum Meer hin abfällt. Im Berg klafft eine riesige, schneeweiße Wunde, in der Bagger und Raupenfahrzeuge nach Bimsstein wühlen. Das Gelände besteht aus milchig-weißem, gepressten Sand, in dem Bänder des schwarzen Vulkanglases eingelagert sind. Der Kontrast ist faszinierend.

Die Obsidiane sind heute ein Abfallprodukt, das höchstens noch an ein paar Touristen als Souvenir verkauft werden kann. Gefragt ist vielmehr dieser weiße, poröse Stein, der zur Scheuermittelproduktion dient. Die prächtigsten, kopfgroßen Obsidiane liegen am Rande der Zufahrtswege verstreut. Unsere vorher gesammelten kleinen Steinchen werden ausgemistet und durch größere ersetzt. Leider müssen wir unsere Sammelwut wegen des Gepäcks etwas einschränken. Mit den letzten goldenen Sonnenstrahlen rutschen wir durch den Steinbruch hinunter, laufen unbehelligt durch das Werkstor hinaus und stehen auf der Hauptstraße. Von oben bis unten mit weißem Staub bedeckt. Abklopfen bringt nicht viel, das Zeug ist wie Mehl und klebt in den Haaren und Socken, knirscht zwischen den Zähnen.

Per Autostopp gelangen wir bis Canneto, von dort mit dem Bus zurück nach Lipari. Nach vier Stunden reiner Gehzeit und etwas Busfahren haben wir praktisch die Insel umrundet. Nun folgt die gründliche Säuberung unter der Dusche und Wäschewaschen im Becken.
Nach kurzer Rast treibt uns der Hunger Richtung Stadt.

Die Uferstraße wird von den Einheimischen gern als Rennstrecke benutzt, wahrscheinlich als Ausgleich für die wenigen Kilometer Fahrbahn, die die Insel im Gesamten aufweist. Entsprechend vorsichtig drücken wir uns am Straßenrand an parkenden Autos, Booten und Abfallcontainern vorbei. Zehn Schritte vor der Fischmetzgerei noch einmal tief Einatmen und dann schnell vorbei, bis die Luft wieder rein ist.

Hier gesellt sich ein netter Hund zu uns, der sich nun gemeinsam mit uns Richtung Stadt begibt. Es ist ein schönes, großgewachsenes Tier mit einem intelligenten Blick. Er klebt fast an unseren Beinen und wir freuen uns über den braven Hund. Plötzlich verändert sich seine lockere Haltung. Er duckt sich, stellt die Nackenhaare auf und schleicht sich quer vor unsere Füße. Wir können nicht weiter, ohne auf ihn draufzusteigen. Er hat die Ohren aufmerksam gespitzt, doch unsere Proteste scheint er nicht zu hören. Wir machen einen Bogen um ihn und wollen den Weg fortsetzen. Da rennt er uns wieder vor und duckt sich erneut direkt vor uns. Von hinten nähert sich eine Vespa und als das Fahrzeug auf gleicher Höhe mit uns ist, springt der Hund auf die Fahrbahn und schnappt nach dem Fuß des Mopedfahrers. Der schlägt vor Schreck einen wilden Haken, stürzt beinahe und wirft uns einen vorwurfsvollen und bösen Blick zu. Der Köter hat unsere vier Beine nur als Deckung benützt, damit er die ihm offensichtlich verhassten Mopeds jagen kann! Wir sind von seinem Einfall gar nicht begeistert, er bringt uns wahrscheinlich nichts als Scherereien ein. Doch der Hund lässt sich nicht vertreiben, bis wir in der Stadt sind. Schließlich wechselt er zu einem deutschen Touristenpaar, das denselben Weg zurückgeht.

Heute haben wir mit der Lokalwahl mehr Glück als gestern. Die Pizza ist ausgezeichnet und mit gutgefülltem Bauch machen wir uns auf den Heimweg. Kaum befinden wir uns auf der Uferstraße ist auch der Mopedhund wieder da und treibt seine gefährlichen Spiele mit uns. Es ist ja ganz lustig zu beobachten, wie er die Haare aufstellt, seine Nerven aufs äußerste gespannt sind, wenn in der Ferne ein Mopedmotor ertönt. Nur befürchten wir dauernd einen gröberen Zwischenfall, bei dem ein Lenker vielleicht verletzt wird und wir mitverantwortlich gemacht werden. Einmal erwischt der Köter sogar die Unterschenkel kreischender Mädels, doch er zwickt sie nur leicht und sie entkommen mit hochgestreckten Füßen. Vor der Villa Rosa übergeben wir unseren gefährlichen Freund an die nächsten Touristen, die in die Stadt gehen. Sie kennen ihn bereits und sind wenig erfreut.

Freitag, 15. Okt. 1999

Ich wache nach einer erholsamen Nacht um 6:30 Uhr auf und taste verschlafen zu Markus hinüber. Leer. Ich mache Licht. Das Bad ist auch leer. Ich tappe in die Küche. Er ist nicht hier. Schließlich entdecke ich ihn auf der Veranda, wo er auf den Sonnenaufgang wartet. Es wird ein romantisches Frühstück in den frühen Sonnenstrahlen.

Heute ist Badetag, der Erste in diesem Urlaub. Wir fahren mit dem Bus bis zum Val Muria und folgen einem steilen Pfad, der zum Ostufer der Insel hinabführt. Die kleine Bucht besteht aus ca 20m Sandstrand, den Rest bilden Schotterbänke. Das Steilufer erhebt sich hinter dem schmalen Kiesstreifen in senkrechten Felswänden, die in den unnatürlichsten Farben leuchten. Es muss sich um besondere vulkanische Gesteinsmischungen handeln, die im Morgenlicht violett, orange, gelb, grün und sogar bläulich leuchten. Große Brocken sind aus den porösen Steilwänden herausgebrochen und liegen verstreut auf dem Strand. Gleich Farbtupfern, die gezielt von eines Künstlers Hand gesetzt wurden, bilden sie einen herrlichen Kontrast zum schwarz-blau glitzernden Meer. Wir sind bis jetzt die einzigen in der Bucht und gehen erstmals den Strand ab, um ein schönes Plätzchen zu finden. Doch die Auswahl ist nicht sehr groß und es gibt auch leider keine schattenspendende Vegetation.

Markus stürzt sich sofort ins Meer, obwohl es für seine Begriffe saukalt sein muss. Das Wasser ist glasklar und es sind weder Seeigel noch sonst irgendwelche bösartigen Meeresbewohner zu sehen. Trotzdem bleibe ich nicht lange drin, das Schwarz unter mir ist mir unheimlich.

Mittlerweile sind ein paar Leute in die Bucht gekommen, auch ein Boot mit Badetouristen hat angelegt. Wir erkunden den Strand noch bis zum letzten begehbaren Winkel und entdecken dabei einen wunderbar anstößigen Stein. Noch einmal ins Wasser zum Abkühlen und der Badetag ist für uns beendet. Es wird einfach langweilig und die Sonne knallt nun ungehindert auf die Bucht herab. Die letzten schattenspendenden Wolken haben sich aufgelöst.

Der Heimweg durch den windgeschützten Bergeinschnitt gleicht einer Sauna. Jedes schwache Lüftchen empfangen wir mit weit ausgebreiteten Armen. Auf der Straße oben angekommen, entscheiden wir uns für eine kleine Wanderung in den Teil der Insel, der für uns noch unbekannt ist. Wir erreichen eine kleine Siedlung und nehmen von dort die Abkürzung nach Lipari hinunter. Auf der Karte ist sogar ein Karrenweg verzeichnet! Doch hier kann auch beim besten Willen noch nie ein Karren gefahren sein. Der Hohlweg ist so schmal und steil, teils klettern wir über halbverfallene Steilstufen, teils winden wir uns unter dichten Brombeerranken hindurch. Schließlich treten wir aus dem Gestrüpp in eine moderne Siedlung. Die asphaltierte, breite Straße endet vor einer Mauer. Dahinter liegt ein ausgetrocknetes Bachbett, das sogar von einigen Autos benutzt wird. Wir haben die Orientierung ziemlich verloren und folgen daher dem alten Flusslauf, der ja Richtung Meer führen muss. Als sich die Abfälle um uns häufen und der Gestank immer ärger wird, begreifen wir, dass wir uns wahrscheinlich im Abwasserkanal der Siedlung befinden. Endlich finden wir einen Ausstieg aus der Unterwelt und erreichen auf Umwegen die Altstadt.

Den Rest des Tages verbringen wir mit T-Shirts waschen und Patiencen legen im Zimmer.

Als wir abends zum Essen in die Stadt aufbrechen, wartet der „Mopedhund“ schon auf uns und treibt den ganzen langen Weg seine gefährlichen Spielchen mit den Zweiradfahrern. Wenn er übermütig wird, geht er sogar auf Autos los!
Ohne gröberen Zwischenfall erreichen wir die Pizzeria. Da wir wie immer die ersten Gäste sind, suchen wir den schönsten Platz im Gastgarten aus. Doch wir haben nicht mit italienischen Bambinis gerechnet. Kaum sitzen wir, als hinter uns das Geschrei los geht. Offensichtlich hat eine Gruppe von 5-7 Kindern diese Straße zum Spielplatz des Tages erkoren. Unverständlich bleibt mir, wieso sie sich auch dann noch aus voller Kehle anschreien müssen, wenn sie in einer Horde eng zusammenstehen? Sie versuchen sich zu übertönen, jeder muss vielleicht seine Größe mit Lautstärke kompensieren. Wir schreien dem Kellner unsere Bestellung ins Gesicht. Auch andere Gäste haben ihre Probleme. Der Gastwirt macht den hilflosen Versuch die Kinder in eine andere Straße zu bewegen. Vergeblich. Endlich tauchen die Mütter der Nervensägen auf. Sie stehen in einem Grüppchen zusammen und unterhalten sich - angesichts des erhöhten Lärmpegels - in typisch italienischer, Dezibel starker Manier. Die zumeist ausländischen Gäste reagieren verstört, einige wandern mit den Getränken ins Innere der Pizzeria. Schließlich bricht ein Gerangel unter den Kids aus, leise Hoffnung keimt in mir auf. Gibt es erst einmal Tränen, werden die Mamas mit ihren Sprößlingen hoffentlich nach Hause gehen. Doch das Gezank mit Haarereißen und Fußtreten stört die Mütter keineswegs. Endlich, endlich ziehen sie weiter in die nächste Seitengasse, von wo der Lärm nun in erträglicher Phonzahl herüberdringt.

Mittlerweile ist unser Pizza angekommen. Beinahe gleichzeitig erscheint der Engländer (den wir auf der Fähre getroffen haben) mit seiner Frau und gesellt sich zu uns. Er kennt unsere

finanziellen Nöte und ladet uns auf ein Gläschen Wein ein. Es wird ein lustiger Abend. Die Unterhaltung reicht von der IRA bis zum Haider. Als er seine Frau als „terrible disaster“ bezeichnet, weil sie ein Glas verwechselt hat, könnte ich mich zerbröseln. Den Ausdruck habe ich noch nie gehört.

Wir berichten ihm von unser Theater-Aktion in Taormina, doch das findet er keineswegs lustig. Er schaut eher besorgt als er uns fragt: „Don’t you think, you should behave as middle-aged people and not as teenies?“ Da wir uns morgen auf der Fähre nach Vulcano wahrscheinlich treffen werden, besteht er darauf, dass wir ihm vorher unsere gültigen Fahrscheine zeigen müssen, ehe er mit uns aufs Schiff kommt.

Samstag, 16. Okt. 1999

Schon in der Nacht hat es wie aus Kübeln gegossen und jetzt beim Frühstück türmen sich erneut Gewitterwolken am Horizont. Wir packen zur Jause und Badehose noch die Regenmäntel ein und betreten die Fähre ***natürlich*** *mit gültigem Ticket. Der Engländer ist beruhigt.*

Bereits bei der Abfahrt erreicht uns der erste Gewitterschauer. In den Regenmänteln stehen wir an Deck und beobachten, wie sich das riesige Fährschiff aus dem Hafen wälzt. Wir bleiben die ganze 25minütige Reise auf dem Deck. Es ist eine wunderschöne Art so langsam zu reisen. Ganz ruhig gleitet die wuchtige Masse der Fähre nahe der Küste vorbei und als wir in Vulcano anlegen, scheint schon wieder die Sonne. Trotz sonniger Begrüßung rümpft man beim Betreten des Eilandes die Nase. Es stinkt ganz abscheulich nach verfaulten Eiern. Das kommt von den Schwefeldämpfen, die überall auf der Insel aus dem Boden aufsteigen. Man kann sich kaum vorstellen, hier zu wohnen. Aber wahrscheinlich gewöhnt man sich nach längerem Aufenthalt daran.

Gleich hinter dem Hafen erhebt sich der riesige Vulkankegel, dessen oberes, rosafarbenes Viertel in starkem Kontrast zum unteren schwarzen Lavasand steht. Der Weg führt im Zickzack durch die schwarze, Hitze abstrahlende Landschaft, die hie und da von leuchtend gelben Ginsterbüschen durchsetzt ist. Zum Glück ist die Sonnen wieder hinter Wolken verschwunden, sonst wäre der Aufstieg eine Qual. Endlich erreichen wir den rosaroten Abschnitt. Ich war schon die ganze Zeit gespannt darauf, was das wohl für ein Material sein könnte: Es ist fest gepresster rötlicher Schlamm, der bei jedem Regenguss in bizarre Canyons und Schluchten ausgewaschen wird.

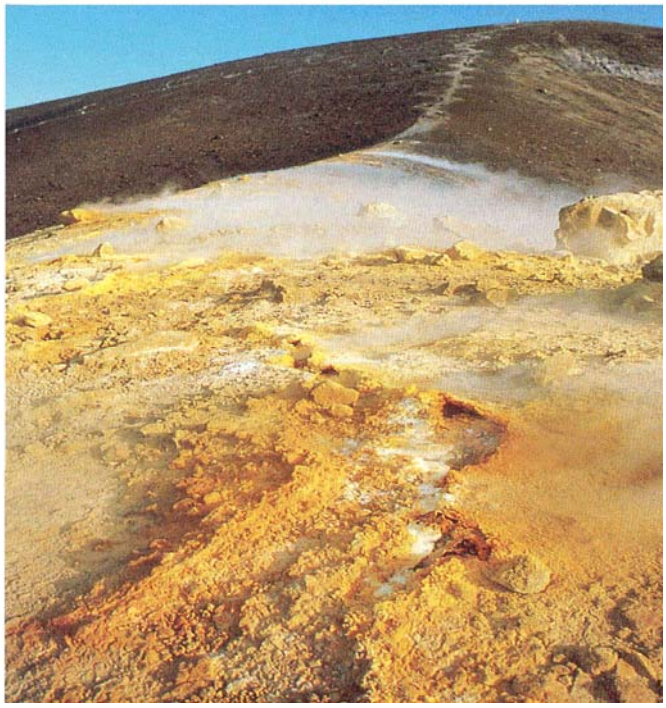
Ein Stückchen unter uns befindet sich ein gelb-grünes qualmendes Feld inmitten des roten Bodens. In dünnen Rauchsäulen quellen die Schwefeldämpfe empor. Das Farbenspiel ist prächtig, doch es schaut so giftig und gefährlich aus, dass wir auf ein nahes Foto verzichten. Wir steigen höher zum Kraterrand. Der rosa Boden geht in dunkles Geröll über und die Nebelschwaden der Schwefeldämpfe hängen dicht über dem Weg. Beim Einatmen verbinden sich die Dämpfe mit dem Wasser der Schleimhäute zu Schwefelsäure, was sogar zu Verätzungen führen kann. Es brennt uns die Nase und Lunge, obwohl wir uns ein Taschentusch schützend vors Gesicht halten. Eine italienische Schulklasse hat sich inmitten des ärgsten Nebels zu einem Picknick niedergelassen. Neben ihnen die Warntafel mit Totenkopf, das die Dämpfe als giftig deklariert!

Wir verlassen diesen Bereich fluchtartig gegen die momentan herrschende Windrichtung und können endlich wieder frei durchatmen. Sollte die Windrichtung so bleiben, könnten wir gegen den Uhrzeigersinn den gesamten Krater umrunden. Auf dem Kraterrand bietet sich eine tolle Aussicht über die Insel und wir entdecken ein massives Gewitter, das direkt auf uns zu steuert. Das Meer unter der drohenden Wolke ist von den heftigen Regengüssen aufgewühlt.

Wenn das Unwetter die Geschwindigkeit und den Kurs beibehält, wird es uns in ca 15 Minuten erreichen! Zum Glück haben wir gute Kleidung dabei. Andere Touristen, die nur im T-Shirt und kurzer Hose aufgestiegen sind, verlassen mit den ersten eisigen Windböen fluchtartig den Vulkan. Somit fegen die Vorboten des drohenden Gewitters die vielen Touristen zurück ins Tal. Wir ziehen die Regenmäntel an, suchen ein geschütztes Plätzchen und hocken abwartend wie zwei kleine Zelte auf dem Vulkan. Doch es fallen kaum ein paar schwere Tropfen, als das Gewitter abdreht und seitlich an der Insel vorbeizieht. Wir kehren zum nun menschenleeren Kraterrand zurück und erwarten die ersten, frischen Sonnenstrahlen mit dem Fotoapparat. Die Stimmung ist gewaltig. Die Luft scheint noch geladen, auf der einen Seite die schwarze Gewitterfront, auf der anderen Seite das leuchtend blaue Meer.

Und unter unseren Füßen ein roter Krater mit knallgelben Schwefelflecken, aus denen unaufhörlich Rauchsäulen aufsteigen und vom Wind zerzaust werden.

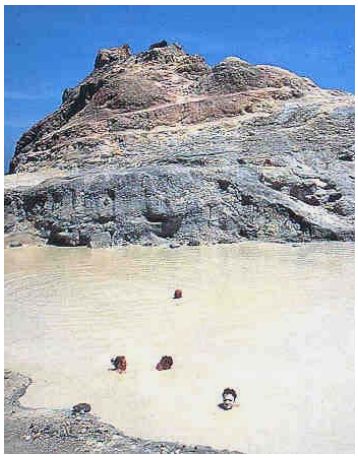
Der Abstieg führt direkt über die Schwefellöcher. Zum Glück ist der Wind mit uns und treibt den Nebel in Kniehöhe über den Kraterrand abwärts. Dreht er dennoch kurzfristig die Richtung, heißt es schnell die Luft anhalten und weg aus dem Gefahrenbereich.



Aber die Verhältnisse sind günstig und wir können sehr nahe an die winzigen Fumarolen heran. Man hört dort das Zischen des heißen, ausströmenden Gases und erkennt deutlich die mit gelb-grünen Kristallen besetzten Löcher im Erdboden.

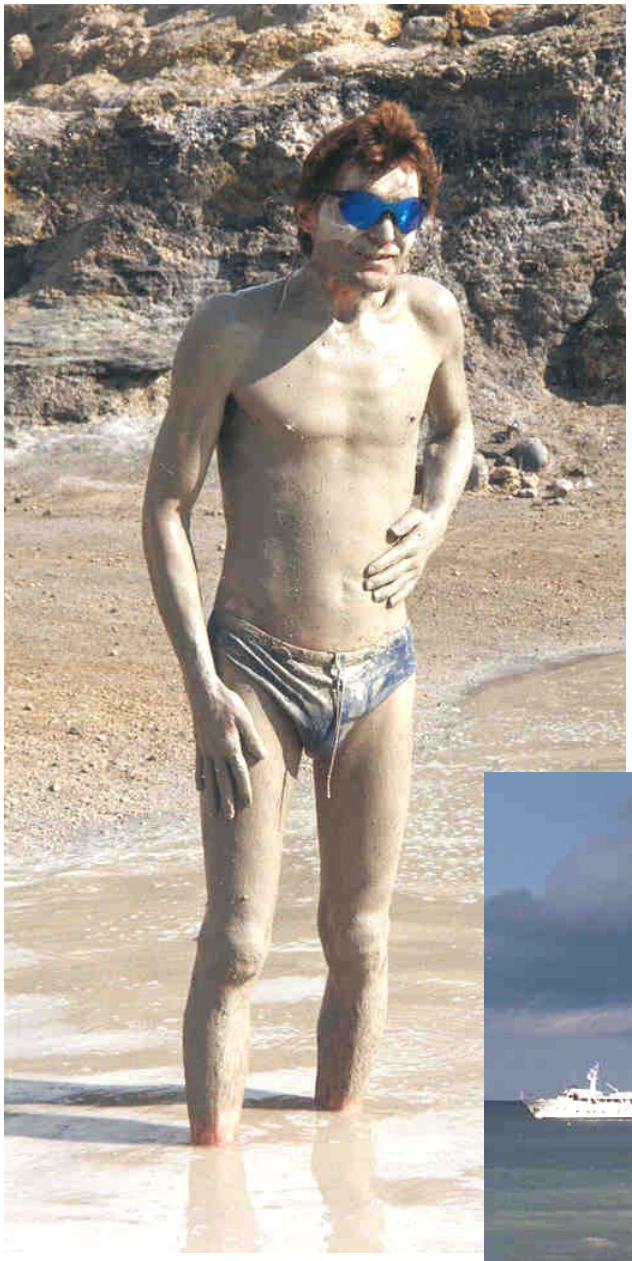
Es stinkt und zischt und qualmt und mir kommt der Ausdruck „Hölle“ in den Sinn. Markus hat aber die bessere Idee, als er den Krater als „Arschloch der Welt“ bezeichnet.

Wir verlassen die ätzende Gegend und steigen hinab zum Fangotümpel. Dies ist eine weitere Touristenattraktion auf Vulcano. Es handelt sich um eine Wasserlacke, die ca 10 Meter im Durchmesser und max. 80cm Tiefe aufweist. Das 37°C warme Wasser ist schmutzig braun und stinkt extrem nach faulen Eiern. Am Grund des Tümpels befinden sich lauter winzige Löcher, aus denen heißes Schwefelgas strömt und das Wasser auf Badewannen-temperatur erwärmt. Kein Mensch würde freiwillig in so eine Brühe hinein steigen, wenn es nicht sooo gesund sein sollte.



Angeblich das Beste für Rheuma, Neurodermitis und vielen anderen Krankheiten mehr. Ich zögere noch, denn ohne Schuhe kann man sich angeblich Verbrennungen an den Fußsohlen holen, wenn man zufällig auf ein Gasloch draufsteigt. Doch Markus liegt schon bis zum Hals drin und findet es herrlich. Am Grund des Fangoteiches hat sich ganz feiner brauner Schlamm abgelagert, mit dem sich die Leute einschmieren. Der trocknet dann ein und die schlamm-beschmierten Körper werfen sich zum Säubern in die Fluten des Meeres, das gerade 30m entfernt an den Sandstrand braust. Auch im Meer gibt es die Gaslöcher und bei ruhiger See soll es dort wie in einem Whirlpool sein. Tatsache ist, dass es einfach überall dampft und stinkt.

Mittlerweile liege auch ich im angenehm warmen Schlammwasser und schmiere mich mit dem gesunden Zeug ein. Die Gasquellen umblubbern sanft den Körper, keine Spur von möglichen Verbrennungen. Da man nicht länger als 30 Minuten darin liegen sollte, waschen wir uns im deutlich kälteren Meer bibbernd ab. Rundherum nach faulen Eiern duftend besteigen wir ein Aliscafi (Schnellboot) und sind in 10 Minuten wieder auf Lipari zurück.



Im Zimmer angekommen versuchen wir unsere besondere Duftnote mit Seife und Shampoo los zu werden, doch es gelingt nur eine Milderung. Am meisten hängt der Geruch in den Haaren. Das Kopfkissen stinkt, die Kleidung stinkt, aber vielleicht hält dadurch die heilende Wirkung auch noch an!

Sonntag, 17. Okt. 1999

Heute wollen wir den schneeweißen Strand mit dem türkisblauen Meer suchen, den wir auf Postkarten der Souvenirshops in Lipari gesehen haben. Es konnte uns zwar niemand genau sagen, wo dieser Strand auf der Insel zu finden sei, aber er müsste in der Nähe des Bimssteinwerkes liegen.

Doch es schüttet in Strömen. Es wird daher ein langsames, gemütliches Frühstück, anschließend gehen wir nochmals ins Bett. Ich mache einen Kassasturz, der endlich erfreuliche Nachricht bringt: das Geld müsste jetzt reichen.

Nur kurze Pausen unterbrechen die Regengüsse und wir geben die Strandsuche auf. Stattdessen wollen wir das vielgerühmte Museum, das bedeutendste archäologische Museum Europas! besuchen und uns am Hafen wegen der Überfahrtszeiten nach Stromboli erkundigen.
Auf der Veranda unserer Lodge liegt ein junger Hund, den Markus unbedingt streicheln muss. Sofort springt das zutrauliche Tier schwanzwedelnd auf und begleitet uns bei Fuß in die Stadt. Wenigstens hat es nicht solche Mopedmarotten wie sein Artgenosse.

Das Museum befindet sich innerhalb des alten Kastells auf einer kleinen felsigen Anhöhe über der Stadt. Die dazugehörende Kirche wird gerade renoviert, oder vielleicht sind die Arbeiten schon seit Jahren in Gang? Ziemlich lieblos sind die Heiligenstatuen mit zerrissenen Tüchern abgedeckt, Mörtel und Putz liegen auf den verklärten Antlitzen. Der Altar ist völlig mit Dreck und groben Werkzeugen übersät, die Teppiche am Boden nur lose zusammengerollt. Es sieht wie nach einer verlassenen, verwahrlosten Baustelle auf. Mitten auf dem größten Teppich im düsteren Zwielicht vor dem Altar bewegt sich etwas. Wir treten behutsam näher und erkennen unseren ständigen Wegbegleiter: der Mopedhund! Hier also hat der herrenlose Hund eine Zufluchtsstätte gefunden. Er blinzelt nur kurz mit den Augen, zieht eine Braue gelangweilt hoch und döst dann friedlich weiter.

Markus und ich probieren noch einen der hölzernen Beichtstühle aus und verlassen nach der Absolution das staubige Dunkel. Der Regen hat sich mittlerweile in Sturm verwandelt und peitscht uns regelrecht ins Museum hinein. Der Eintrittspreis ist unverschämt, aber den verdankt man wahrscheinlich der Einzigartigkeit des Museums. Tausende von zerbrochenen Tonscherben erwarten uns in Glasvitrinen. Vom kleinsten Splitter bis zur zusammen gepickten Vase. Irgendwie hatten wir uns etwas anderes erwartet. Saal um Saal reihen sich die Bruchstücke der Vergangenheit aneinander. Hat man eine Vitrine gesehen, kennt man alle. Wir verstehen einfach nichts davon und sind ziemlich enttäuscht. Am interessantesten finde ich die zum Teil sehr anzüglichen Darstellungen auf den großen Vasen und Schalen. Die Römer oder Griechen kannten wohl das Kamasutra!
Als wir den Scherbenhaufen verlassen, hat sich das Wetter ein wenig gebessert.

Obst- & Gemüseladen in Lipari

Wir holen uns am Hafen Auskunft über die Abfahrtszeiten nach Stromboli ein. Die billige Fähre verkehrt für uns allerdings äußert ungünstig. Und die Schnellboote kosten mindestens das Doppelte! Was nun?

Da spricht uns ein völlig verschnupfter Italiener an, ob wir nicht heute mit seinem Boot nach Stromboli fahren wollen. Er organisiert eine Panoramarundfahrt über Panarea, Stomboli und wieder retour. Für die halbe Strecke würde er weniger verlangen. Er rotzt und niest Mitleids erregend. Trotzdem handeln wir ihn beinhart auf einen vernünftigen Preis herunter. Abfahrt wäre um 15:00 Uhr.

Jetzt müssen wir uns schnell entscheiden.

Wir rennen zurück in die Villa Rosa, packen unser Zeug zusammen und machen uns auf ein Verhandeln wegen der überschrittenen check-out time gefasst. Doch der Abschied inklusive Bezahlung fällt ganz freundlich aus. Als wir mit unseren Rucksäcken am Bootssteg eintreffen, leuchten die rot-verschwollenen Augen des Italieners freudig auf. Wir bezahlen zwischen seinen Niesattacken und warten aufs Boot. Mit von der Rundfahrt-Partie sind auch zwei Holländer, ein braungebrannter, sportlicher Mann und seine blonde Freundin, die dasselbe Reiseziel haben wie wir. Zum Glück können sie besser Deutsch als wir Englisch und so kommen wir ins Gespräch.
Als das Boot endlich anlegt, ergattern wir einen tollen Sitzplatz direkt am Bug des Schiffes. Das Meer ist wegen des Schlechtwetters sehr unruhig und ich kämpfe durch starres Geradeausschauen und konzentriertes Atmen gegen die Übelkeit. Zum Glück gewöhne ich mich bald an die Schauklerei und kann die Überfahrt genießen.

Wir tuckern an bizarren Felsinseln vorbei, deren senkrechte Felswände 50m aus dem Meer herausragen und nur von Vögeln bewohnt sind. In weiter Ferne sieht man die spitzkegelige Form von Stromboli mit seiner typischen Wolkenhaube. Die Wolken reißen auf und das samtene Abendlicht taucht die Inselwelt in goldene Farben. Es gibt einen kurzen Halt in einer archäologisch bedeutsamen Bucht von Panarea, wir dürfen aber nicht von Bord. Dann schaukeln wir weiter Richtung Stromboli. Je näher wir kommen, desto klarer wird der Himmel. Sogar die Wolkenhaube löst sich auf und gibt den Blick frei auf den rauchenden Gipfel der Insel. Die letzten Sonnenstrahlen beleuchten den schwarzen Lavakegel und es dämmert bereits als wir den Hafen erreichen. Wir machen uns gemeinsam mit den italienisch sprechenden Holländern auf Zimmersuche. Die Gegend ist einsam und verlassen. Die Cameras offensichtlich alle geschlossen. Hier ist die Saison eindeutig schon zu Ende. Außerdem hat niemand neue Gäste erwartet, da alle Bootsausflügler bis auf uns wieder weiterfahren werden.

Die Holländer treiben einen Einheimischen auf, der mit einem überdimensionierten Handy aus der Vorzeit mit jemand Kontakt aufnimmt, der anscheinend Zimmer vermietet. Er selbst hat auch Platz für zwei Personen und wir folgen ihm im Gänsemarsch. Der Ort Stromboli ist sehr klein, es leben nur ein paar hundert Menschen ständig hier. Die Gässchen sind schmal und steil und werden höchstens von Mopeds befahren.

Für die kurzen Distanzen braucht es keine Fahrzeuge. Die Häuserfronten, die den schmalen Weg bilden, gehören meist zu Ferienwohnungen und sind liebevoll herausgeputzt. Blaue Fensterrahmen mit roten Läden heben sich erfrischend von den weiß getünchten Wänden ab.

Überall stehen Blumentöpfe und die knallrote Bougainville hängt in Blütenkaskaden von den Wänden herab. Richtig romantisches Örtchen.

Wir nähern unser einer halbverfallenen rohen Ziegelmauer und ich meine im Scherz zu Markus: „Wahrscheinlich ist das die Unterkunft.“ Zu meinem Entsetzen habe ich recht, denn unser Italiener sperrt die verwitterte Holztür auf und bittet uns in den Innenhof. Hier sieht es auch nicht viel besser aus. Eine freundliche Frau kommt uns entgegen und man zeigt uns das Schlafzimmer und die Kochgelegenheit. Die Zimmer sind zwar recht schön, doch der Blick durchs Fenster zeigt leider nur den verwilderten Innenhof.

Kein Himmel, kein Meer.

Wir zögern lange - bis die Holländer begeistert zuschlagen. Ihnen gefällt's. Also müssen wir weiter. Der Italiener diskutiert mit seiner Frau und hat scheinbar noch ein Zimmer irgendwo in Stromboli für uns. Er kann weniger Englisch als ich Italienisch und unsere Dolmetscher haben wir zurückgelassen. Somit wechseln wir zur Gebärdensprache. Das neue Zimmer liegt auf der anderen Seite des Dorfes, Markus soll einfach losmarschieren. Ich darf hinten auf der Vespa mitfahren.

Wir erreichen einen großen gepflasterten Platz vor der Kirche. Er liegt auf einer kleinen Anhöhe und der Blick aufs Meer und auf die winzige Insel Strombolicchio ist traumhaft. Jetzt müssen wir zu Fuß weiter. Der Italiener erklärt zwei jungen Burschen, dass sie Markus stoppen sollen, sobald er auf dem Kirchplatz auftaucht. Wir gehen nur schnell das Zimmer besichtigen.
Eine Stiege führt uns vom Kirchplatz hinab in ein noch schmäleres Gässchen Richtung Meer. Es windet sich durch schmucke Häuschen und Gärten und endlich sind wir da. Das ist kein Zimmer sondern eine Wohnung für eine Großfamilie! Der Aufenthaltsraum besitzt einen großen Tisch und drei Betten, dahinter folgen das Schlafzimmer mit Doppelbett und ein modernes Bad. Neben dem Eingang liegt die Küche mit Meerblick. Es riecht ein bisschen muffig und ich bin mir nicht ganz sicher, ob es Markus gefallen wird. Zu zweit fühlt man sich vielleicht ein wenig verloren. Wir gehen also wieder zum Kirchplatz zurück und ich ächze unter dem Rucksack. Markus ist noch nicht da. Das gibt es doch nicht! Wir waren doch recht lange weg.

Die italienischen Jungs lümmeln immer noch herum, beteuern aber, keinen Ausländer mit großem Rucksack gesehen zu haben. Es wird langsam dunkel. Müde warte ich auf einer Bank, während der Italiener mit der Vespa losdüst, um Markus zu suchen. Endlich höre ich sein Motorengeknatter wieder. Er kommt aber alleine zurück, schaut schon ganz verzweifelt und schlägt die nächste Straße ein. Mittlerweile ist es stockdunkel und ich sitze einsam auf dem Kirchplatz. Die Holländer haben es sicher schon lange gemütlich, stehen unter der Dusche .... Da kommt mit großem Hallo der Italiener mit meinem Mann zurück. Zu dritt schauen wir die Wohnung nochmals an, Markus ist begeistert.
Der Italiener schwirrt hektisch herum, schaut in jede Schublade, drückt jeden Schalter und ruft immer wieder: „Io prima volta!“ Wir verstehen leider nur Bahnhof. Über das Finanzielle können wir uns wenigstens mit Hilfe unseres Italienisch einigen, unser Vermieter kann nicht einmal die englischen Zahlen! Er nimmt unsere Pässe an sich und verschwindet mit einem letzten „Prima volta!“.

Kaum ist er weg, kommt unser erster Besucher: eine Katze. Sie begrüßt uns mit einem dünnen Miau, verschwindet in der Küche und hockt mit großen Augen vor der Kühlschranktür. Sie kennt sich hier offensichtlich aus. Leider ist der Kühlschrank noch leer und sie bekommt nur ein paar Käsestückchen, die vom Jausenbrot übriggeblieben sind.

Wir probieren alle Betten durch, entscheiden uns aber doch für das Doppelbett. Markus geht gleich Duschen, während ich ein wenig auspacke und die Sachen auf alle Räume verteile. Endlich Platz!
Schließlich stehe auch ich unter der Dusche und seife mich herrlich ein, als die Wassertemperatur rapide absinkt. Es reicht gerade noch zum Abspülen und schlotternd angle ich mir das Handtuch. So hatte ich mir das nicht vorgestellt. Markus inspiziert den Boiler hoch oben im Gebälk, der eigentlich locker für zwei Personen reichen müsste. Nach langem Suchen und Drücken aller möglicher Knöpfe und Schalter entdecken wir des Rätsels Lösung: Unser „Prima Volta“ hat in der

Hektik den Boiler ausgeschalten, nachdem er sämtliche Hähne und Schalter betätigt hatte. Zu der Zeit kam auch noch warmes Wasser.
Beruhigt gehen wir Essen.

Ohne Taschenlampe wäre es ein tappendes Unterfangen. Es ist stockdunkel, Straßenlaternen gibt es nicht. Nur am Kirchplatz ist es ein wenig heller, da die Sterne vom Himmel leuchten und am Horizont langsam der Mond auftaucht. Wir schlagen uns den Bauch voll und versinken danach im weichen Doppelbett. Im fensterlosen Schlafzimmer im hinteren Teil des Gebäudes ist es undurchdringlich schwarz und totenstill. Wir schlafen herrlich.

STROMBOLI

Montag, 18. Okt. 1999

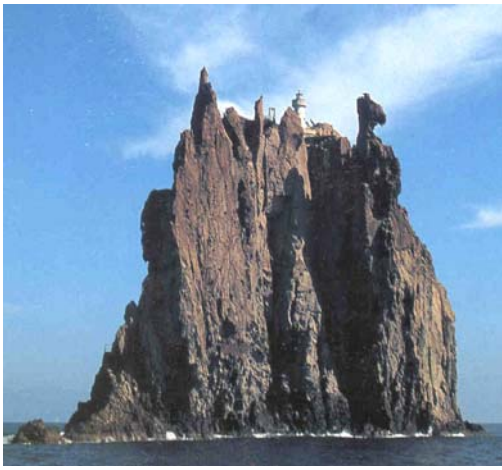
Starker Wind umtost die Insel, die Wolken fetzen am Himmel vorbei und wir bleiben zum Frühstück lieber in der Küche. Unsere Hauskatze hat ihre Ration Käse und in Kondensmilch eingeweichte Brotstückchen bekommen, ein großer Hund von nebenan schleckt noch den letzten Rest aus dem Teller.

Die Katze ist mir schon lieb geworden. Sie ist so schön gezeichnet, das glänzende Fell schimmert in drei unterschiedlichen Brauntönen. Das kleine Geschöpf ist sehr zart gebaut, ganz das Gegenteil von unserem fetten Kaliber daheim. Und schnurren kann sie wie ein großer Bär, momentan räkelt sie sich gerade auf dem Bett und lässt sich von mir den Bauch kraulen. Behutsam setze ich sie danach vor die Tür, denn wir brechen zu einem kleinen Spaziergang am Strand auf.

Unser Gässchen schlängelt sich durch üppig blühende Hibiskussträucher und kleine, verriegelte Ferienhäuser Richtung Meer.
Am Ufer türmen sich schwarze Lavagesteinsbrocken, der Sandstrand dazwischen ist ebenfalls pechschwarz. Der starke Wind treibt gischtende Wellen heran und der weiße Schaum versickert langsam im tiefen Schwarz des Strandes. Die kalkblassen Häuser mit den rotblühenden Bougainville bilden den Hintergrund des kitschig schönen Anblicks. Während die drohenden Wolkengebilde über die sturmgepeitschte See jagen, leuchten einzelne Sonnenstrahlen durch die Lücken und setzten gebündelte Lichtreflexe in die Landschaft. Es ist einfach zu schön!

Wir versuchen das Unbeschreibliche mit der Kamera einzufangen und machen uns danach auf die Suche nach einem Supermarkt.

Dort versorgen wir uns mit genügend Fresszeug, Stirnlampe und Batterien und erkunden den Weg Richtung Gipfel.



An der Abzweigung prangt ein großes Hinweisschild sogar in deutscher Sprache:

„Die Besteigung des Kraterrandes des tätigen Vulkanes ist mit großen Gefahren verbunden und daher nicht ohne ortskundigen Bergführer zulässig. Nach Einbruch der Dunkelheit darf sich niemand mehr in der Gipfelregion aufhalten!“

Das ist uns ziemlich egal, wir werden heute auf jeden Fall eine Besteigung wagen. Doch zuerst gehen wir baden. Bei der Herfahrt kamen wir an der Ostküste entlang und sahen vom Boot aus eine wunderschöne Bucht, die über ein paar Felsblöcke zu erreichen sein müsste.

So ist es auch und wir befinden uns an einem der schönsten Strände, die ich kenne. Pechschwarzer feiner Sand, glasklares Wasser und keine Menschenseele außer uns. Hinter dem Strand beginnt eine wild wuchernde Vegetation in den verschiedensten Grüntönen, dazwischen wiegen sich hellgelbe Schilfwedel. Das Grün zieht sich den Steilhang hinauf bis ein paar hundert Meter unter den Kraterrand. Dort beginnt die lebensfeindliche Zone des Berges, der wie zur Bestätigung drohend seinen dunklen Rauch ausstößt.

Wir nützen die Einsamkeit und laufen nackt umher. Das Wasser ist recht kühl und die Wellen zu hoch um richtig zu schwimmen. Schließlich ziehen dichte Wolken vor die Sonne und es beginnt leicht zu tröpfeln. Also schlüpfen wir wieder in die Kleider und der anhängliche Sand leider mit (Kiesstrände haben nicht zu verleugnende Vorteile). Auf dem Rückweg sammeln wir bunte Fliesenstückchen, die vom Meer zu schönen farbigen Plättchen abgeschliffen worden sind. Die ehemalige Glasur ist nur als hauchdünner Film erhalten. Da keine Muscheln herumliegen, nehmen wir die Fliesen als Andenken mit.
Auf halbem Weg begegnen uns die Holländer, die ebenfalls zu dieser Bucht wollen. Vielleicht ist das Plätzchen doch nicht so einsam, wie wir vermutet haben? Jetzt ist es ja egal. Die Holländer wollen heute Abend zum Gipfel hinauf, getrauen sich aber wegen der vielen Verbotsschilder nicht ohne einen Bergführer zu gehen. Unsere Unbekümmertheit und die Herkunft aus dem Alpenland

Österreich lässt uns in ihren Augen wahrscheinlich kompetent genug erscheinen und sie bitten darum, sich uns anschließen zu dürfen. Der gemeinsame Aufbruch wird für 15:00 Uhr vereinbart.

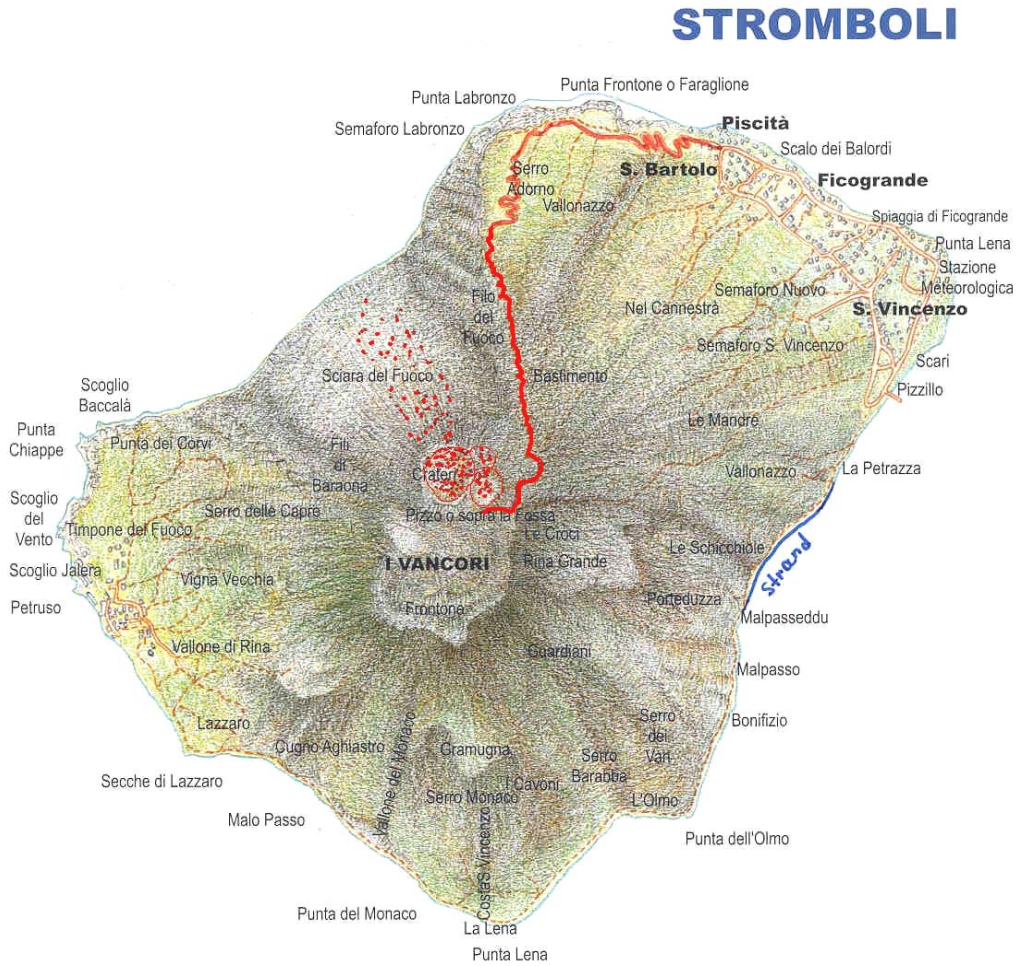
Wir packen einen schweren Rucksack voller Proviant, Essen, Trinken und Regensachen. Zum Glück wird er von Markus geschleppt. Es liegen doch gut 900 Höhenmeter vor uns. Die Holländer tauchen in kurzen Hosen mit einem lächerlich kleinen Beutel auf dem Rücken auf und legen gleich ein Tempo vor, das ich kaum mithalten kann. Wahrscheinlich wollen sie damit ihre Bergtauglichkeit beweisen. Wir lassen sie voraus rennen und gehen gemütlich, ohne die Kleidung zu verschwitzen. Der Weg führt fast eben aus dem Dorf hinaus bis zum Rand der feurigen Lavahalde. Irgendein irrer Planer hat auf dieser Strecke aber 20 Serpentinen eingebaut um die Weglänge zu verzehnfachen! Es ist allerdings eine beachtliche Meisterleistung von ihm, den Zickzackkurs so anzulegen, dass sich die Niveau gleichen Wege kein einziges Mal überkreuzen. Die Macchia neben dem Weg ist leider so undurchdringlich, dass Abkürzungen unmöglich sind.

Nach einer dreiviertel Stunde geht es endlich aufwärts. Das Wetter sieht nicht gut aus. Übers Meer her ziehen Gewitterwolken auf, einige graue Regenfahnen prasseln auf die Wasseroberfläche nieder. Das verändert die Farbe des Meeres und anhand der wandernden Flecken kann man die Zugrichtung der Wolken gut erkennen. Eine breite Front kommt demnach

genau auf Stromboli zu.

Es dauert nicht lange und schon fallen die ersten Tropfen. Mit dem Regenumhang müssen wir noch langsamer gehen, da wir sonst von innen mehr nass werden als von außen.
Zuerst vergrößert sich durch diesen Umstand die Distanz zu den voraushetzenden Holländern, doch plötzlich haben sie einen Leistungsknick und keuchen fortan ermattet hinter uns her (hätte uns auch gewundert, wenn Holländer Österreichern bergauf davonliefen!).

Die heftigen Windböen sind kalt und feucht und kommen zudem von der falschen Richtung. Wie wir deutlich an den Nebelschwaden erkennen können, werden die ätzenden Schwefeldämpfe vom Krater über einen großen Teil des Aufstiegs hinabgeblasen. Sollen wir umkehren? Wir machen eine Rast und warten ab. Die Holländer beginnen in ihren kurzen Hosen zu frieren, geben sich aber hart. Sie wollen weiter. Zwischenzeitlich ist die gefährliche Nebelgrenze wieder etwas angestiegen und der Aufstieg kann fortgesetzt werden.



Wir treffen auf eine Gruppe Touristen mit zwei Bergführern, die Funkkontakt zum Kraterrand haben. Vor uns liegt eine drohende Nebelbank. Wir fragen sie, ob ein Weitergehen nicht gefährlich werden kann, sie aber verneinen. Die Schwefeldämpfe seien hier herunten zu wenig konzentriert um zu ätzen und der Kraterrand sei frei geblasen. Wir müssen nur durch diese graue Suppe hindurch.

Mit vorgehaltenen Taschentüchern legen wir diese unangenehmen Höhenmeter sehr schnell zurück. Dann können wir wieder freier durchatmen. Das Gewitter ist nun weiter entfernt und die Abendsonne setzt goldene Kreise auf das schwarzblaue Meer unter uns. Wir steigen in immer noch sehr starkem Wind weiter bis zum höchsten Punkt der Insel. Irgendwo vor uns muss jetzt der aktive Krater liegen. Plötzlich ertönt ein lautes Fauchen und Zischen zu unseren Füßen und einige rotglühende Brocken fliegen explosionsartig in den Himmel. Unwillkürlich weichen wir erschrocken zurück. Wir sind hier dem Feuer sehr nahe gekommen!

Etwas weiter unterhalb des Gipfels direkt am Kraterrand können wir uns hinter einer Steinmauer windgeschützt niederlassen und haben direkte Sicht auf den Vulkan. Eigentlich sind es drei Krater, die in mehr oder weniger regelmäßigen Abständen spucken. Die Entfernung beträgt höchstens 150m Luftlinie! Irgendwie ist mir schon etwas mulmig.

Die Stille des Abends setzt sich zwischen den Ausbrüchen durch und macht einer beruhigenden Stimmung Platz. Rotglühend taucht die Sonne ins Meer und lässt den Horizont noch einmal aufflammen. Übriggebliebene Gewitterwolken fangen die letzten Lichtreflexe in großer Höhe ein und scheinen von innen her zu leuchten. Wie aus Watte geformte Lampenschirme. Die Dämmerung geht verdammt schnell ins Stockdunkel über und es bleibt uns nicht viel Zeit den Fotoapparat mit dem Stativchen, das es mit seinen drei krummen Beinchen gerade auf 10cm Höhe bringt, auf der Steinmauer einzurichten. Welcher Krater wird wohl als nächstes ausbrechen? Wir sind zu nahe dran, als dass wir alle drei auf ein Bild bringen können. Die Holländer sind ganz verzweifelt mit ihrer Technik, da sie eine Spiegelreflexkamera haben, die sich selbst scharf stellt. Doch im Dunkeln schafft sie das nicht. Plötzlich ein roter Feuerstrahl, der schräg aus dem mittleren Krater emporschießt und die Lava klatschend auf den Kraterrand fallen lässt. Der Ausbruch kam so überraschend, dass wir sicher zu spät auf den Auslöser gedrückt haben. Nun warte ich mit dem Finger am Fotoapparat, bis mir fast der Arm abbricht.

Es ist wieder ganz ruhig und mittlerweile stockdunkel. Die Gewitterlampenschirme am Horizont haben inzwischen ihre eigene Stromversorgung entwickelt. Blitze zucken pausenlos durch die Wolken und liefern ein richtiges Feuerwerk an Farben. Vom elektrischen Stahlblau bis zum heißen Rot erglühen Teile der Wolken und machen der Schönheit des Vulkans beinahe Konkurrenz. Vor uns tut sich derzeit nicht viel und ich nehme kurz den Finger vom Auslöser.

Ein Rauchteppich breitet sich über die Krater und wird vom Wind an uns vorbei getrieben. Immer wieder leuchten die Schwefeldämpfe rot und orange auf, dann verebben die Farben langsam zu grau. Plötzlich steigert sich dieses Rot, der Rauchteppich scheint von innen her zu brennen und mit Getöse schießt eine riesige Lavafontäne direkt vor uns in den Himmel, teilt sich wie das Astwerk einer Trauerweide und fällt glühend auf den Boden zurück. Die Umgebung trägt noch lange den Widerschein der brennenden Lavabrocken, die sich zäh den Berg hinabwälzen.

Wir sind überwältigt. So gigantisch hatten wir uns das Schauspiel nicht erwartet. Die Holländer sind glücklich und machen sich auf den Weg nach unten. Wir bleiben auf jeden Fall noch hier oben, wir sind süchtig geworden. Außerdem habe ich vor Begeisterung kein vernünftiges Foto gemacht, der Ausbruch war zu gewaltig. Einen Knips-Versuch wird Markus noch machen, danach geben wir uns dem ungetrübten Genuss hin.

Mittlerweile ist der Berg ziemlich verlassen, die meisten Schaulustigen sind abgestiegen, ihnen war zu kalt. Wir haben eine winddichte Ausrüstung dabei und sitzen warm und gemütlich hinter dem kniehohen Steinwall.

Der Krater zu unseren Füßen macht sich bemerkbar, ein tiefes Grollen entsteigt seinem Schlund. Mir ist er nicht ganz geheuer, da er uns am nächsten liegt. Das Grollen steigert sich zu einem wütenden Fauchen. Der Krach erinnert bereits an einen Flugzeugstart, als er am Höhepunkt des Getöses endlich ausbricht. Mit gewaltigem Druck entweicht heißes Gas und bringt aus großer Tiefe einige glühende Brocken mit. Der Ausbruch ist zwar weniger schön als die vorhergehende Lavaeruption, wirkt dafür aber umso bedrohlicher. Gewaltige Kräfte scheinen sich da zu entladen.

Die Gase steigen hoch in den Himmel auf und hängen nun wie ein riesiger schwarzer Klumpen über dem Krater. Die Wolke verformt sich und es scheint sich die Gestalt eines Menschen zu entwickeln. Auswüchse wie Arme und Beine quellen aus dem Ungetüm und ein überdimensionaler Kopf bläht sich auf. Mein Herz klopft rasend schnell und ich halte die Luft an. Der Wind treibt die schaurige Gestalt direkt auf uns zu! Nein, ich glaube nicht an Gespenster, aber im Moment könnte man mich leicht davon überzeugen. Endlich zerreißt der Wind das schwarze Monster und gibt den Blick auf die Sterne wieder frei. Also ohne Markus' Nähe wäre ich wahrscheinlich nach Erlösung aus meiner Angststarre panikartig den Berg hinunter gerannt. So aber harren wir alleine auf dem Berg aus und warten auf den nächsten Ausbruch. Nach ca 20 Minuten ist es wieder so weit. Diesmal hat Markus ein tolles Foto geschossen.

Mit der Zeit gewöhne ich mich auch an die Ausbrüche des Fauchers mit seinen schwarzen Wolken und wir genießen das Schauspiel in vollen Zügen. Unseren Abstieg schieben wir mit den Worten: „Einen warten wir noch ab", um jeweils mindestens einen Ausbruch weiter hinaus. Endlich reißen wir uns los und machen uns auf den mühsamen Weg nach unten. Die Taschen- und Stirnlampen helfen zwar ein wenig, doch der Pfad ist steinig und rutschig. Wir wählen denselben Weg wie beim Aufstieg, damit wir noch mehr Ausbrüche beobachten können.

Die meisten Touristen rutschen auf der Nordseite des Vulkans steile Lavasandfelder hinunter, um sich danach in der stachligen Macchia zu verirren (wie es die Holländer geschafft haben).

Von weiter unten sind die Ausbrüche zwar nicht mehr so spektakulär, dafür können wir die Lavabrocken verfolgen, die den 900 Höhenmeter langen Abhang hinunterpoltern. Manchmal zerplatzen sie und zerbersten in rote Funken, oder sie erreichen das dunkle Meer, in das sie zischend eintauchen. Weißer Wasserdampf schwebt dann über der Stelle, an der die Elemente sich begegnen.

Dienstag, 19. Okt. 1999

Nach Mitternacht erreichen wir müde und erschöpft unser Apartment und fallen ins weiche Bett. Wilde Träume von Vulkanausbrüchen suchen mich heim, Lavabomben schlagen dröhnend rund um uns ein, es gibt keine Fluchtmöglichkeit - eine weitere Explosion reißt mich aus dem Schlaf! Was war das?
Ein erneuter Knall lässt die Wände erzittern.
Im fensterlosen Raum können wir die Blitze nicht sehen, die derartig gewaltige Donner auslösen. Erst als ich in den Aufenthaltsraum gehe, bin ich mir sicher, dass es kein Vulkanausbruch ist. Greller Schein erleuchtet die weißen Hausmauern und schon kracht der nächste Donner. Zum Glück sind wir nicht mehr am Berg! Kübelgleich prasseln Wasserfälle auf die Dächer, das betonierte Gässchen vor uns hat sich in einen kleinen Wildbach verwandelt. Beruhigt kuscheln wir uns wieder ins weiche Bett und schlafen tief bis in den Vormittag hinein.

Als wir endlich aufstehen, erwarten uns zwei Katzen bereits ungeduldig. Unsere Gastfreundschaft scheint sich herumzusprechen. Das Gewitter ist vorbei, aber am Horizont türmen sich erneut dunkle Wolken, die sehr rasch näher kommen. Es schaut nach Sturm aus. Der geplante Badetag wird sich wohl kaum erfüllen. Trotzdem besuchen wir unseren einsamen Strand. Auf dem Ufer liegen lauter geleeartige Häufchen. Kleine Quallen, die von der rauen See an Land gespült wurden. Einige leben noch und pulsieren ganz schwach. Meine gutgemeinten Rettungsversuche scheitern leider, da ihre gallertartige Masse an den Kieselsteinen festklebt. Überall liegen die armen Tiere und das Baden ist uns gänzlich vergangen. Zudem bläst der Wind mit Spitzenböen bis zu 60 km/h, die einen fast umwerfen. Wir kehren um, bezahlen unser Zimmer und packen unsere Rucksäcke.

Das Wetter beruhigt sich bis zum Abend und wir besuchen eine Pizzeria am Fuß des Vulkanes. Auf der Gastterrasse steht ein tolles Fernrohr, in das man Geld einwerfen muss. Zum Glück ist der Automat kaputt und man kann permanent gratis schauen. Markus und ich besetzen das Instrument den halben Abend lang und finden kaum Zeit um die Pizza zu essen.

Ausbruch durchs Fernglas betrachtet

Mittwoch, 20. Okt 1999

Wecker um 4 Uhr morgens. Trotz der ungewöhnlich frühen Morgenstunde wartet die Katze schon auf ihre Milch. Nach einem Abschiedsstreicheln verlassen wir den schnurrenden Freund und tasten im Stockdunkeln zum Hafen. Um 5 Uhr sollte die Fähre von Neapel kommen. Weit und breit ist kein Boot zu sehen, dafür eine Gruppe von Landsleuten. Wir geben uns nicht zu erkennen und halten uns abseits.

Der Sternenhimmel ist famos, keine Wolke zu sehen. Leider auch kein Boot. Es ist bereits 6 Uhr. Die Morgendämmerung setzt ein und die weißen Rauchwolken am Gipfel des Stromboli werden sichtbar. Die Ösis sind schon ganz aufgeregt. Eine halbe Stunde später endlich die Fähre in Sicht. Um 7 Uhr dürfen alle auf das Schiff. Doch wir legen nicht ab. Mittlerweile geht die Sonne auf und wir sind immer noch im Hafen. Kein Mensch weiß, was los ist. Plötzlich rennen die Ösis wie aufgescheuchte Hühner hin und her, schnappen ihr Gepäck und verlassen Hals über Kopf das Boot. Ich denke an den Spruch mit den Ratten und dem sinkenden Schiff, doch der Grund für ihren hastigen Aufbruch ist nicht unser drohender Untergang, sondern ihre Zeitnot. Sie nehmen lieber das nächste Schnellboot.

Wir bleiben auf dem trägen Fährboot, das nun endlich ablegt. Kaum sind wir aus dem Lee der Insel hinausgefahren, begrüßt uns das Meer mit hohem Wellengang, die Erinnerung des Wassers an den gestrigen stürmischen Tag. Meinem Magen bekommt das Auf und Ab gar nicht gut und ich muss ganz vorne stehen und über den Bug geradeaus schauen. Auf der Strecke nach Panarea tauchen plötzlich Delphine neben uns auf. In elegantem Bogen springen sie aus dem Wasser, zwei, drei, eine ganze Gruppe! Spielend begleiten sie uns eine Weile und sind dann schlagartig wieder verschwunden.

Auf Panarea gibt es einen kurzen Stopp. Ich beobachte vom Heck des Schiffes aus, wie Fahrzeuge zugeladen werden und sich die Mannschaft wieder zum Ablegen bereit macht. Mein Blick gleitet über die Villen der reichen Aussteiger, die ihre Prunkbauten in parkähnlichen Anlagen rund um den Hafen errichtet haben. Die Gassen sind bis auf einen Mann in roter Jacke menschenleer. Er scheint es eilig zu haben. Sein Gang erinnert mich an Markus. Apropos Markus und rote Jacke! Wo ist er eigentlich? Das kann er doch unmöglich gewesen sein! Wir könnten jeden Moment abfahren!
Gebannt starre ich auf das Gebäude hinter dem der Mann verschwunden ist. Endlich taucht er auf und läuft eilends zum Hafen hinab. Natürlich ist das Markus, im Näherkommen kann ich ihn erkennen. Warum spielt er immer mit meinen Nerven? „Die Toiletten auf dem Schiff sind so schrecklich, da gehe ich lieber ins Grüne“, ist seine einfache Antwort.

Der nächste Halt ist im Hafen von Salina. Diesmal nützen wir gemeinsam den zehnminütigen Aufenthalt und besichtigen schnell die Kirche hinter dem Hafen. Markus will noch etwas zum Essen kaufen, doch ich bin zu nervös, um mich noch weiter vom Schiff zu entfernen. Wir verschieben das auf Lipari.
Die Enttäuschung ist daher groß, als wir an Lipari vorbeifahren und in Vulcano anlegen. Den Sinn dieser Aktion durchschauen wir nicht, denn laut Fahrplan können wir die Hauptinsel auf gar keinen Fall auslassen. Zudem blockiert ein Fährschiff den kleinen Hafen von Vulcano und das bedeutet eine Wartezeit von mehr als einer Stunde. Am Nachmittag fahren wir dann zurück nach Lipari. Eigentlich sollten wir um diese Zeit bereits in Milazzo sein! Auch hier deuten alle Anzeichen auf einen längeren Aufenthalt hin und wir können gemütlich Pizzas kaufen.
Nach zwei vollen Stunden nehmen wir endlich Kurs auf Milazzo. Mittlerweile bin ich ziemlich müde, doch aus dem ersehnten Schlaf wird nichts. Der Aufenthaltsraum ist voll von Sizilianern, die sich zu einem großen Picknick versammelt haben. Jeder hat nylonsackweise Mozarella, Salami, Käse und Rollmöpse dabei, die er seinen Mitbrüdern andrehen will. Dazu wird Bier getrunken und an das Rauchverbot hält sich auch niemand. Der Lärmpegel liegt bei weitem über dem italienischen Durchschnitt und ich flüchte wieder an Deck.
Um 15 Uhr gehen wir erschöpft in Milazzo an Land. Für 90 Kilometer Luftlinie haben wir 10 Stunden gebraucht!

Der Bahnhof sollte nach Angaben des Reiseführers gleich hinter dem Hafen liegen. Das Angebot eines Taxifahres lehnen wir überheblich ab, bis er uns erklärt, dass man letztes Jahr die Station einige Kilometer weiter an den Stadtrand verlegt hat. Also doch mit dem teuren Taxi zum Bahnhof und von dort mit dem noch teureren Intercity nach Cefalù. Bei unserer Ankunft ist es bereits dunkel und wir schleppen unser Gepäck durch dichten Verkehr in Richtung Altstadt auf Zimmersuche.
Die Hotels scheinen sich vor uns zu verstecken. Das einzige, das wir finden, nennt sich La Giara. Keine Ahnung was der Name bedeutet, die Zimmer sind auf jeden Fall hässliche, kleine Löcher mit Blick ins Nachbarzimmer, steinhartem Bett und einem schief hängenden Spiegel. Statt der heißen Dusche quäle ich mich unters kalte Wasser, obwohl die Hotelbediensteten versichern, dass auch unser Zimmer mit fließend heißem Wasser ausgestattet ist. Mehrere Reklamationen erhöhen nur unsere Temperatur, aber leider nicht die des Wassers. Der satte Zimmerpreis tut sein übriges und wir flüchten nach auswärts zum Abendessen.
In einem eleganten Restaurant suchen wir die Speisekarte nach einer vegetarischen Alternative zu all den Fisch-, Muscheln- und sonstigen Leichenteilen ab. Unsere Bestellung von Spaghetti Pomodore und einem Salat verursacht beim Kellner leichtes Stirnrunzeln mit hochgezogenen Augenbrauen. Ich bestätige später garantiert sein geringschätziges Urteil, indem ich den ganzen Brotkorb leer mampfe.

CEFALÙ

Donnerstag, 21. Okt. 1999

Auf eine harte Nacht folgt eine kalte Dusche, obwohl wir garantiert heißes Wasser haben. Das Frühstück, bestehend aus einer Tasse lauwarmen Tee und einem süßen undefinierbaren weichen Schwammgebäck, trägt zu unserem fluchtartigen Verlassen des Hotels bei.
Um 9 Uhr sind wir schon wieder auf Zimmersuche. Etwas oberhalb der Altstadt, von Blumenhecken umgeben, entdecken wir die Pension „Della Rosa“. Preisgünstige, nette Zimmer mit weichen Betten und vernünftigem Fenster. Markus dreht noch zur Sicherheit den Warmwasserhahn auf, dann steht unserer Übersiedlung nichts mehr im Wege.
Zwischenzeitlich hat ein Sandsturm eingesetzt. Starker Südwind erfährt durch die hohen Berge einen Föhneffekt und bringt Unmengen von Saharastaub mit sich. Der Himmel ist bleiern und die Luft schmerzhaft trocken. Sand knirscht zwischen den Zähnen während wir das Gepäck holen. Nach der wohlverdienten heißen Dusche erkunden wir Cefalù.
Obwohl uns die Stadt gestern keinen netten Empfang geboten hat, sind wir heute schnell umzustimmen. Cefalù war einst ein Fischerdorf, dessen Gebäude sich eng an einen riesigen Felsklotz schmiegen, der das Stadtbild dominiert. Die Gässchen sind so eng, dass nur wenige für den Autoverkehr freigegeben sind. Somit muss man sich nur noch vor rasenden Mopedfahrern fürchten.

Wie es in Süditalien typisch ist, besitzt jedes Fenster zur Gasse hin einen winzigen Balkon, der sich mit dem des gegenüberliegenden Gebäudes beinahe das Geländer teilen könnte. Zwischen den aufgehängten Leintüchern stapeln sich Tontöpfe mit wild wuchernden Geranienranken, die trotz mangelnder Pflege farbenprächtige Blüten hervorbringen. Die Geschäftsstraßen bieten gute Einkaufsmöglichkeiten für den wohl situierten Tourist, der um diese Jahreszeit hauptsächlich Kulturreisender ist. Das Flair dieser Stadt ist nicht ganz so elegant und international wie Taormina, aber recht lebendig und angenehm. Keine Badeurlauber in Shorts und Hawaihemden, die auf ihre Weißwürste und Bockbier nicht verzichten können.

Am Bahnhof erkundigen wir uns über Züge, die durchs Landesinnere nach Catania fahren und lassen im Reisebüro unsere Flugtickets rückbestätigen. Von einer Telefonzelle aus rufe ich Günter an und frage vorsichtig, ob er uns nicht in München eventuell - wenn er Lust hätte, sonst natürlich nicht - abholen könnte? Als ob jemand ehrlich Lust haben kann, um Mitternacht am Münchner Flughafen zu sein! Aber fragen kostet ja nichts. Günter zeigt sich verständlicherweise nicht gerade begeistert und ich gebe ihm großzügig Bedenkzeit bis morgen. Als Köder biete ich ihm 150 Mark Fahrtgeld an.

Vor dem Abendessen machen wir es uns im Zimmer gemütlich, nützen die heiße Dusche nochmals und ordnen unser Gepäck.

Abends finden wir in einer balkonbestückten Seitengasse ein tolles Restaurant mit vielversprechender Speisekarte. Die Spaghetti Carretiera sind genauso exzellent wie die Lage des Gastgartens einmalig ist. Man sitzt in einer kurzen Sackgasse, an deren Ende sich die Eingänge zu Privatwohnhäusern befinden. Die ebenerdige Wohnung wird durch die offene Tür betreten, von der ein paar Stufen hinab zur Küche führen, die gleichzeitig den Aufenthaltsraum bildet. Während wir unsere Spaghetti rollen, können wir der Familie beim Alltagsleben zuschauen. Wie auf Bestellung gibt es heute ein kleineres Familiendrama, weil die Tochter abends aufgetakelt ausgehen will. Hoch erhobenen Hauptes bahnt sie sich den Weg durch die Speisetische vor ihrer Haustür, da wird ihr etwas nachgebrüllt. Sie bleibt abrupt stehen, stampft mit dem Fuß auf und kehrt zornerfüllt um. Ein wildes Wortgefecht ist die Folge. Schließlich setzt sie sich durch und rauscht ab. Das kleine Wickelkind, durch den Vorfall aufgeschreckt, gellt in den höchsten Tönen

und wird zur Beruhigung vor den Fernseher gesetzt, während die Mutter kocht und der Vater Zeitung liest.

Ein paar Tische weiter haben sich neue Gäste eingefunden. Als ihnen das Essen serviert wird, beginnt eine Frau am Balkon über ihnen Unterwäsche aufzuhängen. Die ersten Tropfen fallen und erschrocken blicken alle Gesichter nach oben. Schmunzeln macht sich bei den Unbehelligten breit, während die Betroffenen ihre Teller rasch ins Trockene bringen.
Der Abend verläuft wirklich interessant und abwechslungsreich und wir haben uns mit Cefalù ausgesöhnt.

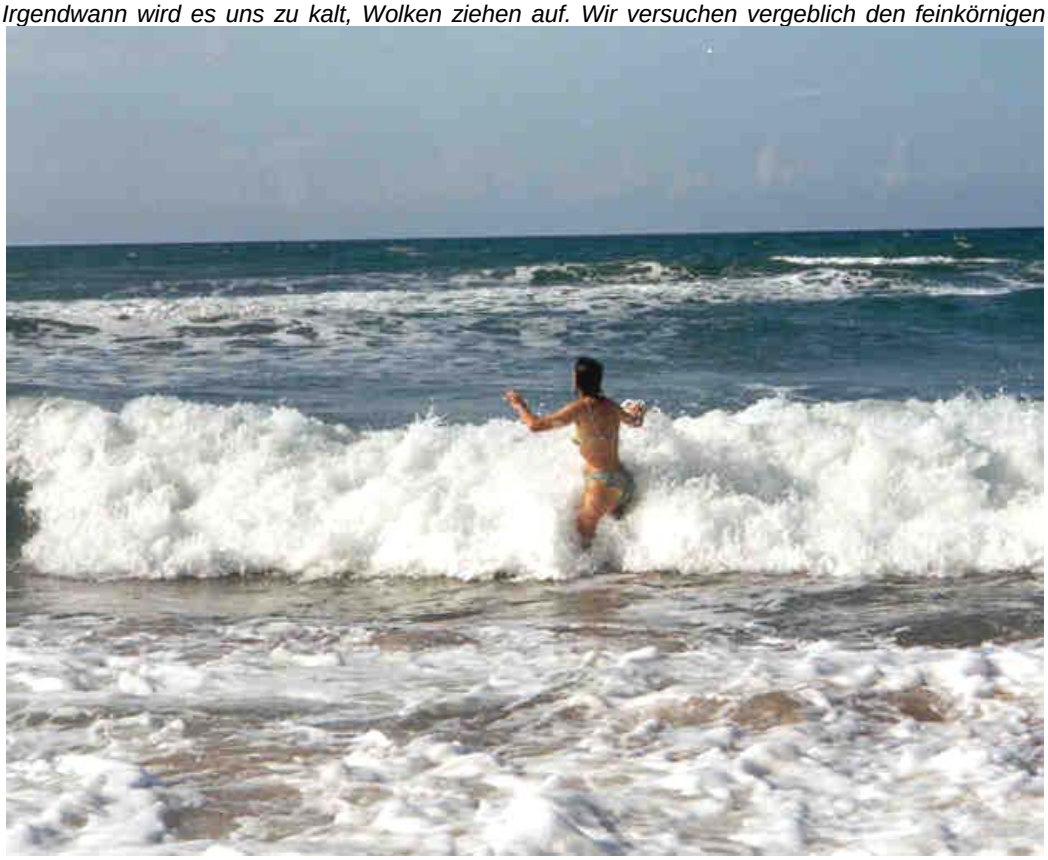
Freitag, 22. Okt. 1999

Der Südwind hat sich gelegt und der Himmel sein Blau zurück gewonnen. Beim Frühstück gibt es sogar ein kleines Buffet mit guten Brötchen, Marmelade und ein ganze Thermoskanne Tee! Doch die Freude weicht beim ersten Schluck und macht erstaunter Verwunderung Platz. Das schmeckt wie .... ach ja: tibetischer Tee! Markus versteht nicht, was ich meine. „Da ist Salz drin", erkläre ich ihm. Doch aus dem Zuckerpäckchen kommt eindeutig nur Süßes. Da fällt mir das salzige Wasser ein, das ich gestern schon beim Duschen und Zähneputzen bemerkt habe. Mit dem gleichen Wasser kochen sie natürlich auch Tee und Kaffee! Markus hält es für nicht so tragisch, ich entscheide mich jedoch lieber für den Orangensaft.

Heute erklimmen wir den Felsklotz, der über 200m hoch die Stadt dominiert. Man hat dort einige alte Tempel gefunden und Reste der Mauern wieder aufgebaut. In tiefen Zisternen wurde wahrscheinlich Trinkwasser gesammelt, das während langer Belagerungen von größter Bedeutung war. So viel zum Historischen aus dem Reiseführer. Wir rätseln jedoch über die eigentliche Herkunft der Normannen. Als Markus die Wikinger erwähnt, fällt mir dazu nur Halva von Flake und ein und wir beenden dieses fruchtlose Thema.

Nach einem sinnlosen Irrweg (wir waren einer früheren Kriegslist zum Opfer gefallen) endlich wieder in der Stadt bummeln wir ein letztes Mal durch die engen Gässchen. Kaufen Obst und Joghurts und verspeisen sie auf einer Parkbank. Die klebrigen Hände waschen wir - wie es sich gehört - im alten, arabischen Waschhaus. Da ich im feinen Restaurant keinen Salat bekomme (man schickt uns jedenfalls wieder weg) gehen wir zum Strand. Vom gestrigen Sturm sind nur mehr die großen Wellen geblieben, die weiß schäumend auf den hellen Sandstrand rollen. Einige Leute sind am Baden, ein paar versuchen sich sogar im Wellenreiten. Markus fragt, ob ich schwimmen würde, wenn der Bikini griffbereit wäre. Wir losen aus, wer das Badezeug holen geht und ich gewinne (wirklich ohne Manipulation!) und darf am Strand warten.

Danach werfen wir uns in die Fluten. Oder besser gesagt, ES wirft mich, denn ich verliere plötzlich den Wellenrhythmus und schon tauche ich ab. Aber es gibt zum Glück keine Steine, nur Sand. Irgendwann wird es uns zu kalt, Wolken ziehen auf. Wir versuchen vergeblich den feinkörnigen



Sand abzuribbeln und gehen ins Hotel zurück.

Als es Zeit fürs Abendessen wird, machen wir den Weg erneut in die Stadt und ich kann nicht widerstehen, nochmals bei Günter anzurufen, ob er uns am Samstag holen kommt oder nicht. Er weiß es leider noch nicht und in meiner Verzweiflung sage ich: „Macht nichts, dann fahren wir eben um 4 Uhr morgens mit dem Zug.“ Das war unfair, denn ich wollte ihn eigentlich nicht erpressen. Aber da waren die Lira fertig.

Wir essen nochmals im gleichen Restaurant die gleichen Nudeln, denn die Kapern waren so gut. Auch das Vierterl Wein darf nicht fehlen. Schließlich ist es das „letzte Abendmahl“ in Sizilien.

Samstag, 23. Okt. 1999

Ein letztes Frühstück mit gesalzenem Tee, gemütlich Rucksäcke packen und zum Bahnhof. Wir sind früh dran und haben das Glück, dass in zwei Minuten ein Schnellzug nach Termini geht. Dort müssen wir umsteigen. Der Schalterbeamte bewegt sich im Zeitlupentempo, während ich ständig aus der Schalterhalle nach dem einfahrenden Zug Ausschau halte. Endlich haben wir die Tickets und sausen erwartungsvoll nach draußen. Noch kein Zug da. Nach einer halben Stunde Warterei käme laut Fahrplan bereits der nächste Zug. Aber Fahrpläne sind offenbar geduldiger als wir. Es herrscht geschäftiges Treiben am Bahnsteig, hauptsächlich Schüler kommen und gehen, doch

sonst passiert nichts. Nach einer Stunde bin ich nicht mehr so zuversichtlich wie Markus. Er ist überzeugt, dass wir einen der drei Züge nach Termini schon nehmen werden.

Zwischenzeitlich studieren wir die perverse Schuhmode der Teenager. Enge, elegante Röckchen, dazu Megaturnschuhe mit einer Profilsohle, die eher für den Himalaya geeignet wäre, als für den Bahnsteig. Oder die Plateauschuhe. Markus ist ganz fasziniert und möchte solche Monsterdinger irgendwie fotografieren. Doch er würde nicht auf viel Verständnis stoßen. Eigentlich ist der Modedesigner der Plateauschuhe ein Verbrecher, dessen Karma wir nicht teilen möchten. Die vielen Unfälle, Bänderrisse und Knöchelverletzungen, die auf sein Konto gehen, ganz zu schweigen von der penetranten Hässlichkeit!
Da endlich eine Durchsage, natürlich nur auf Italienisch. Irgendwas mit Roma und Palermo. Die Richtung des angekündigten Zuges ist uns noch nicht klar. Drei ebenfalls wartende Deutsche hoffen auf einen Zug nach Milazzo, doch sie werden enttäuscht. Meine Freudenrufe hätte ich mir sparen können, sagen ihre düsteren Mienen, als wir einsteigen. Welcher dieser drei ausstehenden Züge das nun ist, wird uns für immer verborgen bleiben. Unser italienisch reicht einfach nicht aus. Ist ja egal. Auf jeden Fall sind wir früh genug in Termini.

Wir können dort zwar nicht viel anfangen, aber zum Einkaufen und Capuccino trinken reicht die Zeit locker aus. Von Termini aus fahren wir im Bummelzug ins Landesinnere. Schnell wechselt das Bild der grünen Küstenlandschaft in ein karges, braunes Hügelland. Endlose Felder überziehen die sanften Rundungen mit tiefen Furchen aufgegrabener Erde. Die Sonne hat die obersten Schichten ausgetrocknet und zu einem Ockergelb gebleicht, während sich in den Furchen das Dunkelbraun gehalten hat. Die gestreiften Flächen wechseln sich mit Stoppelfeldern, abgeerntet und leblos breitet sich das Hinterland aus. Alte, nur aus rohen Steinen gemauerte Gehöfte starren aus den leeren, schwarzen Fensterlöchern. Einige sind bereits halb verfallen, knorrige Olivenbäume stützen die letzen Reste aufrechter Mauern. Hier scheint niemand mehr etwas verloren zu haben. Nur karge Einsamkeit ist nach der letzten Ernte geblieben. Die Gebüsche entlang der Schienen sind verkohlt, schwarze Asche wirbelt durch das offene Fenster herein. Menschen haben hier die Stoppelfelder abgebrannt, scheinbar konnte das Feuer nicht immer rechtzeitig gebändigt werden. Die in der Karte eingezeichneten Flussläufe sind ausgetrocknet. Das einzige Grün konzentriert sich auf diese gewundenen, versteinerten Wasserstraßen. Ab und zu taucht plötzlich ein Bahnhof auf. Zwei, drei Menschen steigen aus, werden von Bekannten abgeholt. Das Dorf ist nicht zu sehen, nur eine staubige Straße windet sich den Hügel hinauf.

Nach einer Stunde Fahrzeit ändert sich das Bild, erste Bäume beleben die braune Monotonie. Früher soll die ganze Insel bewaldet gewesen sein. Hier erfreut sich unser Auge aber nicht über Restbestände von einst, sondern die Regelmäßigkeit der Bepflanzung weist eindeutig auf Menschenwerk hin. Vielleicht will man die Zerstörung wieder rückgängig machen? Pinienwälder wechseln mit Eukalyptusplantagen. Doch nach ein paar Kilometern ist der Spuk schon wieder vorbei. Das Braun kehrt zurück und weicht erst vor den Häusern der Provinzhauptstadt Enna. Unser ursprünglich angestrebtes Reiseziel sieht allerdings gar nicht verlockend aus. Hoch auf einem Felsplateau erheben sich hässliche Fassaden von mehrstöckigen Betonsilos, auch gemeinhin „Wohnhäuser“ genannt. Eine überdimensionale Autobahn, plötzlich aus diesem braunen Nichts aufgetaucht, strebt geradlinig auf die Stadt zu. Die mehrspurige Fahrbahn liegt auf Betonpfeilern, die paarweise angeordnet wie Stelzen wirken, als ob die Geschwindigkeit der Fahrzeuge durch einen intensiven Bodenkontakt gestört werden könnte. Alle natürlichen Landschaftsformen somit ignorierend ist sie ein noch schlimmerer Anblick als die Stadt selbst. Wie zum Trost taucht ein zweiter Felsberg auf, dicht mit alten gemauerten Häusern beklebt. Die roten Ziegeldächer mit ihren verschiedenen Neigungen und Formen haben eine zweite Oberfläche des Berges gebildet. Dies dürfte das alte, ehemalige Enna sein. Man kann die schmalen Gässchen erahnen, doch ein Tunnel raubt uns den Blick. Als es wieder hell wird, fahren wir wieder durch braune Hügel, als hätte es nie etwas anderes gegeben.

Nach einer Stunde mehren sich langsam grüne Haine, von dünnen Strichen der Bewässerungsanlagen durchzogen. Anfangs glaube ich die berühmten Mandelbaumplantagen vor mir zu haben, doch später erkenne ich grüne und leicht orangefarbene Früchte: Orangenbäume.
Markus hat nur Augen für den Ätna. Zwei Tage nach unserem Ausflug auf den Vulkan ereignete sich nämlich ein gewaltiger Ausbruch. Lava floss seitdem bis zu den Ortschaften hinab, Menschen mussten evakuiert werden. Wir haben immer wieder in den lokalen Medien spektakuläre Bilder darüber gesehen und überlegten uns, nochmals zum Ätna zurückzukehren. Aber angeblich hatten tausende Schaulustige und interessierte Wissenschaftler dieselbe Idee und sämtliche Hotelbetten in der Umgebung waren innerhalb kürzester Zeit ausgebucht und die Verkehrswege verstopft. So hofften wir wenigstens am Ende unserer Reise einen letzten Blick auf das Naturschauspiel zu erhaschen.

Die Bahnstrecke verläuft am Fuß des gewaltigen Vulkankegels, doch außer Rauchschwaden ist nichts Besonderes zu erkennen. Wahrscheinlich fließt die Lava auf der anderen Seite hinunter.
Schließlich treffen wir um 16:00 Uhr in Catania ein. Wir haben noch genügend Zeit die Stadt zu besichtigen, wir müssen nur die schweren Rucksäcke irgendwo deponieren. Doch die Gepäckaufbewahrung hat heute geschlossen. Es dürfte sich um eine Ausnahme handeln, doch das nützt uns auch nicht viel. Die Carabinieri weigern sich ebenfalls, drei Stunden die zwei Rucksäcke bei sich unterzustellen und so bleibt uns nach 45 Minuten warten und fragen doch nur der Weg zum Flughafen. Wenigstens macht der Bus noch eine richtige Sightseeing Tour quer durch Catania. Zu spät denken wir daran, mitten im Stadtpark einfach auszusteigen und mit einem späteren Bus weiterzufahren. Wir befinden uns schon auf der Autobahn. Wieder zurück wollen wir auch nicht mehr. Sind ja doch nur alte Steine. Vielleicht gibt es ja am Flughafen ein gutes Restaurant und bequeme Sitzmöglichkeit.

Leider haben wir uns geirrt. Wir hocken auf Metallsesseln inmitten von Rauchern und warten bis die Zeit vergeht. Erst in vier Stunden geht der Flug. Endlich können wir einchecken und das Gepäck ist wenigstens versorgt. Die nette Dame am Schalter sagt auch „Kein Problem“ als wir sie nach Fensterplätzen auf der rechten Seite fragen. Wir freuen uns auf den nächtlichen Blick auf den Ätna und vielleicht auch auf Stromboli.

Draußen ist es dunkel und wir gehen noch ein wenig spazieren. Der Ausflug beschränkt sich auf das Gelände des bewachten Parkplatzes, weil vom Ätna ja doch nichts zu sehen ist. Wahrscheinlich versperren Wolken die Sicht. Auf dem Rückweg kommen wir an einem reifenlosen Auto vorbei, das auch sonst ganz ausgeräumt aussieht. Die Nummerntafel ist noch montiert, doch es steht sicherlich schon lange hier. Ein sehr vertrauenerweckendes Bild für einen bewachten Parkplatz.

Die Zeit zum Abflug zieht sich endlos. Endlich kommen wir in die Maschine. Die nette Schalterdame war eine blöde Kuh. Wir teilen uns nämlich die mittleren Plätze in der Kabine, der Gang läuft zwischen uns. Auch am Fenster wäre nichts zu sehen gewesen, wir sind direkt über dem Flügel. Es herrscht solch eine bayrisches Gedränge von dicken Bierbäuchen, dass ich mich zum Fenster flüchte. Erst am Schluss kommt ein nettes Paar, die keinen Tausch der Plätze wollen. Als wir starten fliegen wir rechts statt links am Ätna vorbei und unter mir ist nur die Schwärze des Meeres. Trotzdem schaue ich raus, schließlich habe ich einen Fensterplatz erkämpft!

In München gelandet, bekommen wir bald unser Gepäck und halten Ausschau auf Günter. Es ist fast Mitternacht. Hoffentlich ist er gekommen! Sonst müssen wir jetzt vier Stunden außerhalb des Flughafens irgendwo verbringen, bis der erste Zug fährt.

HEIMKEHR

Sonntag, 24. Okt. 1999

Markus entdeckt Günter zwischen den Wartenden und selten habe ich mich bei seinem Anblick so erleichtert gefühlt. Es wird noch eine lange und anstrengende Fahrt von drei Stunden bis Bludenz. Nach einem Begrüßungskaffee und Streicheleinheiten für die miauende Katze ab in die Heia.
Am Vormittag das Telefonieren, bis endlich eine Möglichkeit gefunden ist, unser Auto aus Mindelheim abzuschleppen. Alex fährt gleich nach Mittag mit Markus hinaus und sie bringen das Auto mit einem Anhänger nach Feldkirch.
PS: Der Schaden war relativ gering, irgendwas mit der Antriebswelle.